

eXperimenta



01/
13/

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Ilona Schiefer

Das Leben geht weiter

Norbert F. Schaaf

FEME

Barbara Gertler

Einer Staude gleich

Ingmar Ackermann

*Im Gespräch mit Karma Tshiteem,
dem Glücksminister von Bhutan*

Janna Schneider

Berlin

Rafael Ayala Paéz

Trilogie Teil ZWEI

Ingritt Sachse

Vergessene Landstriche

Christel Wagner

Umsonst

Bilder und Illustrationen

Hans-Jürgen Buch, Florian Czech

Rüdiger Heins, Gabi Kremeskötter

TrotzAllem

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Inhalt**Seite**

Titelbild: Rüdiger Heins

Gabi Kremeskötter Editorial	3
Impressionen Hans-Jürgen Buch, Rüdiger Heins, Gabi Kremeskötter	4
Ilona Schiefer Das Leben geht weiter	6
Der Klassiker Anna Louisa Karsch	7
Norbert F. Schaaf FEME	8
Barbara Gertler Einer Staude gleich	20
Ingmar Ackermann Interview mit Karma Tshiteem, dem Glücksminister von Bhutan	22
Janna Schneider Berlin	28
Rafael Ayala Paèz Trilogie – Teil ZWEI	34
Christel Wagner Umsonst	40
Günter Schneider Buchvorstellung	42
Evelyn von Warnitz Menschlichkeit in unserer Gesellschaft: Macht	44
Ingritt Sachse Interview zum Lyrikband	45
Philip J. Dingeldey Von saufenden Senioren	48
Brigitte Lauterberg Hab keine Angst	52
Die eXperimenta ist ein ...	53
Sati(e)risches Reutemann Diktatur der Ereignisse	56
Rüdiger Heins Tipps für Auto(r)lnn(en): Das Sonett, Teil 1	57
Daniela Steffens-Vidkjaer Vater	60
Himmerod Oktober 2012	61
Worte aus der Stille 2013 Seminare in Himmerod	63
Vorschau 2013	65
Sabine Reitze Wettbewerbe und Stipendien	66
Buchprojekt International	73
Bettina Radermacher VG WORT	74
Skuli Björnssons Hörspieltipp	75
Impressum	73

TrotzAllem

Wir sind noch da, trotz Allem! Was uns die Wissenschaft, die Religion und ab und an auch unser ureigenstes, tiefstes Empfinden an Weltuntergangsstimmung suggerieren wollte, ist nicht eingetreten.

Das Ende kommt, ganz sicher, irgendwann für jeden von uns.

Aber bis dahin: Sind wir noch da, trotz Allem!

Wir haben ein erlebnisreiches Jahr hinter uns, die vielen Rückblicke der Fernseh- sowie Radiosender und Medien haben uns im Dezember überflutet und nachdrücklich gezeigt:

Da war ganz viel!

Und 2013 wird Dinge mit sich bringen, die wir heute noch gar nicht abschätzen können, die wir uns womöglich selbst im hintersten Winkel unserer Vorstellungskraft überhaupt nicht vorstellen können, trotz Allem!

Ein Jeder von uns, jedes Kind, jede Frau, jeder Mann wird seinen ganz persönlichen Rückblick gemacht haben in den letzten Tagen. Und diese Erkenntnis wird sein 2013 prägen.



Es wird ein Jahr des Umsturzes sein, ein Jahr des Neubeginns, ein Jahr der Hoffnung, Zuversicht und Liebe.

Nicht jedem wird sich das sofort erschließen, aber wir, die wir offen und vertrauensvoll diesem neuen Jahr begegnen, werden von Anfang an sämtliche Möglichkeiten vorfinden, aus den vor uns liegenden Tagen und Monaten das Maximale auszuschöpfen. Teilhaben am großen Ganzen, aufmerksam beobachten und aktiv unser Leben gestalten, das ist zumindest mein ganz persönliches Vorhaben.

Und wenn es doch mal nicht ganz so einfach geht, werde ich meinen Kopf heben, meinen Blick aus dem Alltag heraus lenken, in die Ferne richten und die wirklich wichtigen Dinge im Leben betrachten: Frieden, Gesundheit, behutsamer Umgang mit unserer Umwelt, Freunde, Liebe, Vertrauen. Und dann werde ich bei jedem einzelnen Punkt feststellen können, wie reich mein und

hoffentlich der meisten aller anderen Leben ist. Dann werden die kleineren Sorgen abfallen und mich stärken für jeden einzelnen Tag.

Wohlan denn, freuen wir uns auf dieses neue, einmalige Jahr, trotz Allem!

Ich wünsche Ihnen viel Spaß bei Lesen unserer neuen eXperimenta,

Ihre Gabi Kremeskötter



Gabi Kremeskötter, Foto: Rüdiger Heins





Foto: Gabi Kremskötter, Moselais

Ilona Schiefer

Das Leben geht weiter...

Ilona Schiefer, geb. 1967 lebt in Meerfeld / Eifel; verheiratet, 1 Sohn; Betriebswirtin (HWK), Prokuristin in der Schreinerei Ihres Mannes; ihre Hobbies sind Schreiben, Lesen, in der Natur sein; Nach einer Schreibhemmung hat sie mit Hilfe von Rüdiger Heins und den Himmeroder Seminaren wieder zum Schreiben gefunden. Sie sagt von sich selbst: „Schreiben bedeutet mir eine innere Kraftquelle.“

Die Oktobersonne lässt die Farben der Blätter noch mehr leuchten. Teils hängen sie noch an den Ästen, teils bedecken sie das Grün des Rasens.

Peter sitzt am Fenster und schaut hinaus in den Garten, seinen Garten. Wie schön wäre es jetzt, durch das raschelnde Laub zu laufen und die Sonnenstrahlen im Gesicht zu spüren; die weichen Rasenpolster würden seine Schritte dämpfen und er könnte unter den Hecken am Gartenrand nach allerlei Getier Ausschau halten, das hier schon einen Platz zum Überwintern sucht. Doch



Foto: Rüdiger Heins, Alles im Auge

seit seine Beine nicht mehr so richtig mitmachen und sehr schnell ermüden, ist er kaum noch im Garten gewesen, muss sich mit dem Zuschauerplatz am Fenster zufrieden geben.

Missmutig blinzelt er in die Sonne. Aus den Augenwinkeln nimmt er eine Bewegung wahr und erkennt am Gartentor den grauen Nachbarkater, der wie immer frech über die Mauer hüpfte und auch gleich seine Duftmarke hinterlässt. Vor Anspannung und Zorn beginnt Peter zu zittern. Oh, wenn er noch jünger und flink auf den Beinen wäre! Dann würde er es dem frechen Kerl schon zeigen! Aus seinem Garten würde er ihn vertreiben, dass der so schnell keine Lust mehr auf ein Wiederkommen verspüren würde! So aber muss sich Peter mit einem bösen Blick aus dem Fenster begnügen.

Marita kommt herein und hat einen Teller mit seinem Essen in der Hand. „Komm Peterle, Zeit fürs Abendessen“ lockt sie. Mühsam erhebt sich der alte Kater vom Fensterbrett. Das Leben geht weiter. Auch der graue Nachbar ist inzwischen weitergelaufen.

Wanderung

Die Steine am Bachlauf ergeben zusammen ein vollkommenes Bild; auf den ersten Blick ist der einzelne kaum wahrzunehmen.

Bei näherem Hinsehen jedoch spricht mich einer an, er leuchtet auf seine Art aus der Vielfalt heraus, ein Kiesel. Ich hebe ihn auf, um ihn genauer zu betrachten: Der Stein ist von milchigweißer Farbe mit eisgrauen Äderchen durchsetzt. Seine Form ist weder rund noch gleichmäßig, eher uneben und kantig; hier und da ist auch eine Ecke abgebrochen, die Oberfläche eher rau, manchmal auch glatt an den Erhebungen, geschliffen von Wind und Wasser. Er liegt nicht gut in der Hand, ist auch etwas schwer. Es ist kein wirklich schöner Stein. Kein Stein, den man mit nach Hause nimmt, um ihn aufs Fensterbrett zu legen als Erinnerung an eine schöne Wanderung. Es ist auch kein Stein, der aufgrund seiner vollkommenen Form viele Male übers Wasser hüpfen kann, um dann zu versinken.

Doch warum ist gerade er mir aufgefallen in der Vielzahl der Steine? Weil er mir so ähnlich ist? Auch ich bin nicht von gleichmäßiger Form, habe Narben und abgebrochene Ecken, die Zeit und Lebensstürme abgeschliffen haben. Auch kann ich weder elegant durch das Leben hüpfen, noch falle ich in der Vielzahl der Anderen auf den ersten Blick auf, bin nicht einfach zu handhaben.

Während ich noch in Gedanken versunken bin und den Stein hin und her drehe, fällt er mir aus der Hand und plumpst ins Wasser zurück. Es ist nicht die Stelle, an der ich ihn aufgehoben habe. Meine Hand fühlt sich seltsam leer an; was wollte der Stein mir sagen? Sollte auch ich ins kalte Wasser springen und meinem Leben eine Wendung, einen neuen Bestimmungsort geben?



Portrait: Karl Christian Kehrle (1755 – 1833)

Der Klassiker: Anna Lousia Karsch

(1722 – 1791)

Mein Herz und ich

Deckt noch der Schlaf dein Auge zu,
Mein Liebster? O, um süßer dich zu denken,
Laß ich die Trunkenmacherin, die Ruh,
Aus ihrem Kelch mich minder tränken.

Du wachst vielleicht, durch Glockenschlag
Aus sanfter Ruh, aus süßem Schlaf gestöret,
Ich wache, weil mein Herze Nacht und Tag
In sich laut deinen Namen höret.

Norbert F. Schaaf

FEME

Der Polizeibericht beschränkte sich auf eine knappe Meldung über den Leichenfund und den Tatort. Die Mehrzahl der örtlichen Medien brachte die Nachricht ohne jeden Kommentar. Dafür wusste die Boulevardpresse zu berichten, dass der oder die Täter wohl in Zuhälterkreisen zu suchen seien, worauf die für dieses Milieu typische symbolhafte Anbringung eines Geldstücks unter der Zunge des Opfers hindeute.

Das Opfer war die aus Polen stammende Halina Tutasz. Auf dem Land, nicht allzu weit von Danzig aufgewachsen, hatte sie als Tochter aus frommer katholischer Familie früh die Einsicht gewonnen, dass man nicht vorsichtig genug sein konnte in der Auswahl seiner Eltern. Noch halbwüchsig, entfloh sie ihrem tristen Dasein in die große Hafenstadt an der Ostsee und verdingte sich als Küchenhilfe. Mitgebracht hatte sie nur, was sie am Leib trug. Das Wertvollste war – weniger materiell als ideell – ein Silberanhänger an einem Lederbändchen von ihrem Großvater, der das Warschauer Ghetto überlebt hatte. Das Schmuckstück war rechteckig und hatte eine sehr lebendige Oberfläche, die eine Mauer symbolisierte. In das Silber eingeschlagen war der Appell: „Gedenke/Erinnere dich“ in kleinen hebräischen Buchstaben „Sachor“, die man flüchtig betrachtet für Runen halten konnte. Der Anhänger hing, meist versteckt, zwischen Ihren üppigen Brüsten. Noch am Tag ihrer Volljährigkeit siedelte sie um nach Deutschland und fand rasch eine Anstellung als Altenpflegekraft in Braunschweig. Nach Papieren wurde sie nie gefragt, und so verdiente sie brutto für netto. Da sie strotzend gesund war, vermisste sie eine Krankenversicherung nicht.

Seit ihrer Kommunion hatte sie regelmäßig gebeichtet. Ihre Sünden waren hauptsächlich Lügen und unschickliche Gedanken gewesen. Nach ihrer Pubertät hatte sie das Beichten eingestellt. Zwar war sie jeden Samstag aus dem Haus gegangen zum Marktplatz, aber nicht in die Kirche, sondern in ein Lokal, einen Treffpunkt junger Leute.

Halina ließ sich gern Halka nennen. Schon früh interessierte sie sich für das andere Geschlecht. Sie war von heiterer Natur, dabei gutmütig, auch leichtgläubig und sentimental, vor allem aber neugierig. Ohne Neugierde, sagte sie sich, erfährst du tausend Dinge nicht. Bei ihrer ersten Schwangerschaft brachte sie das Kind tot zur Welt. Noch im Mutterleib hatte die befreundete Hebamme keinen Herzton des Babys mehr hören können. Der Natur gemäß und aufgrund fehlender Verhütung, brachte sie bald ein zweites Kind auf die Welt, das nach zehn Monaten am plötzlichen Kindstod starb. Beide Male legte sie den Säugling nachts heimlich in die örtliche Babyklappe.

Aus ihren Erfahrungen raffiniert, begann sie eine Art Buchführung über Männer, mit denen sie zusammen kam. So notierte sie sich beispielsweise: „Armin Gebrandt, Schlachthofstraße 97 c, zusammen gewesen am Sonntagnachmittag, den 7. Juli, auf der Lichtung im Wäldchen hinter dem Fußballstadion.“ Auf diese ihre Gewitztheit war sie nicht wenig stolz. Als ihr greiser Pflegling an Altersschwäche verstarb, verschlug es sie als Hauswirtschafterin eines älteren Architektenehepaares nach Ostdeutschland. Nachdem sie dort dreimal ihre Stellung gewechselt hatte, ohne je nach Zeugnissen gefragt worden zu sein, zog sie mit einer Bekannten um nach Lahnstein an den Rhein, wo sie eine Anstellung bei dem Ehepaar von Endemann gefunden hatte. Herr von Endemann war Hauptmann eines Koblenzer Pionierbataillons. Seine Frau kam aus sehr vermögenden Verhältnissen, und somit war der Wohlstand des Ehepaares ihren Eltern zu verdanken. Die Anstellung bei dem distinguierten Offizier, der bald befördert wurde, sagte Halina zu. Sein scharfer, schnarrender Befehlston gefiel ihr, tat ihr gut im Gemüt. Sie fühlte sich viel

wohler als in der Gesellschaft ihres frömmelnden Vaters. Halina gab sich hemmungslos ergeben und benahm sich in Gegenwart des Herrn Offiziers wie früher in der Kirche.

Von Endemann wurde befördert, und während seines Kriegseinsatzes blieb Halina im Dienst der Frau Majorin, wie die Dame sich nun nennen ließ. Halina Tutasz nahm die deutsche Staatsbürgerschaft an, wie es der Major mehr befohlen als anempfohlen hatte.

Herr von Endemann blieb, wie auch sein Freund Oberst Glockner, nach dem Einsatz in Afghanistan einige Wochen seinem Zuhause fern, eine Reha im Sanatorium hieß es. Kurze Zeit später wurden die Herren Offiziere dauerhaft krankgeschrieben. Die Feststellung der bleibenden Dienstunfähigkeit des Majors zog sich hin, der Offizier trug gleichwohl auch in seinem Zuhause Dienstuniform. Glockner vermochte trotzdem, die Beförderung von Endemanns zum Oberstleutnant durchzusetzen. Als Glockner in seine Villa nach Cottbus umzog, folgte von Endemann seinem Freund, den er hoch verehrte. Die von Endemanns vermieteten ihr Haus in Lahnstein und kauften ein Reihenhaus in der Nähe von Glockners Villa.

So kam auch die Hausangestellte Halina Tutasz zurück nach Ostdeutschland, unweit ihres eigentlich nicht ungeliebten Vaterlandes. Sie war jetzt nicht mehr ganz jung, hatte die Dreißig schon überschritten. Sie freute sich, nach längerer Zeit, wieder öfter die vertrauten heimatischen Laute zu hören. Sie verstand immer, was gesprochen wurde, und jedermann verstand sie. Alle Männer verstanden sie – sie war drall, kess und sehr hingebungsvoll.

Etliche führende Mitglieder der Basis-Deutschen, wie sie sich nunmehr nannten, gingen bei Major von Endemann ein und aus. Manchmal, insbesondere nach erhöhtem Alkoholgenuss, disputierte man mit naiver Unbekümmertheit. Vor dem Personal im Haus nahm man kein Blatt vor den Mund, vor der treu ergebenen Halina Tutasz schon gar nicht. Man machte kein Geheimnis daraus: Es war die Rede von Organisation und Organisationen, von Aufmarschplänen und Aufmarschieren, von Bewaffnungen und Waffendepots, von Munitionierung und Chemikalienverwendung. Kürzlich waren allerhand spezielle Interna verhandelt worden, darunter auch der Erfolg – wie man sagte – der jüngsten Eliminierung eines artfremden Elements, sowie das für zeitnah geplante Platzen zweier Rohrbomben an feindlichen Objekten. Die Hausgehilfin Halina Tutasz hörte nicht hin. Wenn sie doch einmal etwas hörte, verstand sie kein Wort.

Derzeit wurde ihr von einem etwas grobschlächtigen Kerl um die Dreißig nachgestellt, „Friedrich Kermann, Metzgergeselle“, wie er sich vorstellte. Er hatte wohl an ihr Gefallen gefunden; er führte sie aus, einmal unter der Woche mittags zum Essen und am Samstag in ein angesagtes Tanzlokal. Die Beziehung mit ihm hatte längeren Bestand als zu ihren vorherigen Liebhabern. Halina war glücklich. Schade nur, dass man sich so selten sah. Mittwoch war ihr freier Tag, an dem er abends nicht abkömmlich war, und schon am frühen Sonntagabend bestand der Major auf ihre Dienste, wenn er wichtigen oder hohen Besuch empfing. Es war nicht leicht, mehr als ein paar wenige Minuten und ungestört zusammenzutreffen.

Norbert F. Schaaf, in Bad Neuenahr geboren, war nach dem Görres-Gymnasium in Koblenz, dem Alten Kurfürstlichen Gymnasium und dem Fidelis-Kolleg der Kapuziner in Bensheim Bundeswehr-Soldat. Er absolvierte eine Ausbildung bei den Fallschirmjägern in Zweibrücken und besitzt ein NATO-Certificate über einen Auslandseinsatz. Nach Jobs u. a. als Fernfahrer, Reisender, EDV-Operator, Immobilienkaufmann, Bankkassierer und Zugführer widmet er sich ganz dem Schreiben. Er lebt in Koblenz an Rhein und Mosel.

Gegenwärtig aber herrschte betriebsame Aktivität im Haus des Oberstleutnants. Die Frau Oberstleutnant war auf Reisen. Wenn man genau wusste, wann gewisse Besuche anstanden, konnte man sich vielleicht für ein paar Nachtstunden freimachen. Der Metzgergeselle musste also wegen jeder Vereinbarung für die nächste Verabredung vorher genau wissen, wann wieder diese „gewissen Besucher“ angesagt waren. Um entsprechend informiert zu sein, hörte und verstand Halina bisweilen doch ein wenig, sodass man disponieren konnte.

Allmählich fiel den Basis-Deutschen auf, dass man in der linken und linksautonomen Szene ziemlich genau wusste, wer alles bei Oberstleutnant von Endemann verkehrte und wann wichtige

Zusammenkünfte stattfanden. Das war an sich nicht problematisch, konnte der Offizier doch empfangen, wen er wollte. Es musste einen Verräter im Haus des Oberstleutnants geben. Der Begriff „Verräter“ erfreute sich großer Beliebtheit in den Kreisen der Basis-Deutschen. Sie hatten einiges – entgegen grundgesetzlichen Verbots – aus der vergangenen braunen Zeit übernommen, und einer ihrer Vereinsparagrafen hieß: Verräter verfallen der Feme.

Die Feme war eine Institution im deutschen Mittelalter gewesen, eine Vereinigung, die die offizielle Gerichtsbarkeit durch eine schnellere, mehr volkstümliche ersetzen wollte, was ohne große und lange Wirkung geblieben war. Wer damals der Ladung vor die Feme nicht Folge leistete, wurde verfehmt, ihm drohte die Hinrichtung. Die derzeit anhaltende nationalistische Strömung ließ jene Institution wiederaufleben. Umgewidmet auf Nazi-Art nach dem Vorbild bestimmter Indianer- und Jungenbücher, umgewandelt in die romantisierend unheimliche Institution, nach deren Geheimurteil alle diejenigen, die ihr nicht genehm waren, auf Befehl schemenhafter Vorgesetzter eliminiert wurden. Durch diese dumpfe Gerichtsbarkeit hatten bei den Nazis ehemals mehrere Hundert Menschen ihr Ende gefunden. Durch die derzeitigen Basis-Deutschen waren es weit über hundert, von denen es angenommen, freilich nur in wenigen Fällen bewiesen werden konnte. Dafür wären freilich die Sammlungen bestimmter Zeitungsartikel hochinteressant gewesen, die viele Rechte für sich angelegt hatten und worin eine Reihe Mordanschläge an meist türkischen Kleingewerbetreibenden beschrieben wurden. Von den Medien, insbesondere der Presse, wurden sie als „Döner“- Morde bezeichnet, als wären nicht Menschen getötet worden, sondern Kalb- oder Hühnerfleisch, und das ohne klar erkennbare Aufklärungsaktivitäten seitens der zuständigen Polizeibehörden.

Die Hausangestellte hatte wohl an einem Morgen, nach einem ausgiebigen Zechgelage des Hausherrn mit seinen Gästen, eine solche Trophäenkollektion auf dem Couchtisch zwischen angesammelten Flaschen gesehen, genau hingeschaut hatte sie allerdings nicht. Sie hatte auch des Nachts gut geschlafen, als man stark braun gefärbte, verfassungsfeindliche Lieder sang, vor allem das eine, in dem von zehn vollendeten Morden an Migranten die Rede war und der nächste unverhohlen drohend angekündigt wurde. Der martialische Song war schon seit ein paar Jahren in Umlauf, wurde sogar bei öffentlichen Veranstaltungen vorgetragen, doch warum sollte eine schlichte Hausangestellte mit Migrationshintergrund davon gehört haben, wenn zuständige Stellen wie der Verfassungsschutz von nichts wussten.

Von irgendeinem Nationalisten wurde nun der Verdacht auf Halina gelenkt. Sie sei schuldhaft verantwortlich für die Verräterei im Haus des Oberstleutnants. Als gar nach einem Unterführertreffen bei dem Offizier ein geheimes Waffendepot der Polizei denunziert wurde, wobei Waffen, Munition und Sprengmittel von den Vertrauensleuten der Nationalisten kaum mehr rechtzeitig für die Organisation gerettet werden konnten, trat die Feme zusammen und verurteilte die Hausangestellte Halina Tutasz kurzerhand zum Tod. Der Oberstleutnant wurde nicht erst behelligt. Schließlich genügte es, dass jemand die slawische Frau zusammen mit einem Schlachtergesellen gesehen hatte, den man einer linken oder linksautonomen Gruppierung zurechnete.

Um diese Zeit nun hatte, nach einem dubiosen Leichenfund und einer gewaltigen Hausexplosion, das Verschwinden und die Ermordung mehrerer Menschen reichlich Aufsehen erregt: Leute, von denen gemutmaßt wurde, von der Feme verurteilt und hingerichtet worden zu sein, und ein gutes Dutzend Männer aus ganz Deutschland mit Migrationshintergrund, die nachweislich von ein und derselben Waffe in ihren kleinen Ladengeschäften hingestreckt worden waren. Das Verfahren wegen Mordes, oder zumindest Beihilfe zum Mord gegen einen jungen Rechtsradikalen, wurde vom Richter eingestellt, weil der verteidigende Rechtsanwalt gleich zu Anfang einen Zeugen präsentierte. Es handelte sich um einen Funkmietwagenfahrer mit Drogenproblemen mittleren Alters, der dem Angeklagten als angeblicher Fahrgast ein Alibi für die betreffende Tatzeit gab. Dass dies eine Falschaussage war, wussten etliche Zuhörer mit symbolträchtigen T-Shirts im Gerichtssaal, die zur fraglichen Zeit mit dem vorgeblichen Zeugen, den Transport von Chemikalien und Metallrohren unternommen hatten.

Die Medien brachten aufgeregte Beiträge, besonders linke Blätter druckten empörte Artikel, weil über ein Jahrzehnt lang kein Täter gefasst, geschweige denn verurteilt werden konnte, obwohl die rechte Szene durchsetzt war von V-Leuten des Landesverfassungsschutzes. Sprecher von Behörden machten eifertig in Fernseh- und Radiointerviews die Basis-Deutschen darauf aufmerksam, dass sie ihnen nicht länger untätig zusehen würden. So war also die Vollstreckung des Femeurteils an der Hausangestellten Halina Tutasz keineswegs ungefährlich. Der Sohn eines renommierten Rechtsanwalts erkannte hier die Möglichkeit einer dumpf strahlenden Tat. Er übernahm den Auftrag, die Polin in aller Heimlichkeit zu erledigen, aber doch so, dass es als Drohung für alle etwaigen Verräter keinesfalls übersehen werden konnte.

In diesen Jahren befürchteten historisch bewanderte Zeitgenossen, dass eines der beliebtesten, längst vergessen geglaubten Mittel, den politischen Gegner beziehungsweise den kulturellen Feind zu widerlegen, ein Anschlag auf ihn war. Der Brauch, den politisch-kulturellen Widersacher zu liquidieren, hatte sich vor allem in Russland, im Kaukasus und auf dem Balkan wieder eingebürgert und war auch nach Ostdeutschland hereingeschwappt. In Deutschland waren es maßgeblich die Anhänger rechter Organisationen, die sich dieses Mittels zu bedienen trachteten, waren sie doch den Führern der linken Parteien in der Anwendung geistiger Waffen nicht gewachsen und traten Angehörigen anderer Kulturen voller Unverständnis und Vorurteile entgegen. Die Widerlegung der Argumente von Andersdenkenden, Umdenkenden und Aussteigern durch physische Ausschaltung derer, die sie propagierten, schien sich steigender Beliebtheit zu erfreuen. Gern und oft gesungene Hymnen besagten gleichwohl: Solange die Ströme noch durchs Land flössen, solange höre hier die Gemütlichkeit nicht auf.

Zur deutschen Gemütlichkeit gehörte seit jeher die Haltung von Hunden. Oberstleutnant von Endemann hielt mehrere reinrassige Doggen, die die Hausangestellte Halina Tutasz regelmäßig auszuführen hatte. Die neugierige, redselige Person war froh über eine weitere Gelegenheit, zwecks Besorgung beruflicher Aufträge, auf die Straße hinaushuschen zu können. Der Offizier wohnte wieder in einem Villenviertel, einem stillen, vornehmen Stadtbezirk, wie ihn sich die Frau Oberstleutnant aufgrund einer Erbschaft zu leisten vermochte. Die Häuser standen sämtlich freistehend in ihren Gärten. Die Straße war verkehrsberuhigt, wenig begangen und befahren, sodass ein einzelner Passant Aufmerksamkeit auf sich ziehen musste.

Seit ein paar Tagen war Halina ein gut aussehender junger Mann aufgefallen. Er trug ein beiges Wildlederblouson über einem mit Frakturschrift bedrucktem T-Shirt und auch ansonsten recht billige Kleidung. Dennoch steuerte er eine teure Limousine, also wohl ein Chauffeur. Kaum hatte sie die Straße betreten, war er auch da, allerdings zu Scheu, sie anzusprechen. Als sie ihm ermutigend ein breites Lächeln schenkte, sprach er sie in derbgalanter, ein wenig unbeholfener Art an. Im Gegensatz zu den üblichen Sitten des Landesteils mit chronischem Mangel an jungen Männern, ging er nicht gleich aufs Ganze, vielmehr ließ er ein paar Tage verstreichen und hatte noch immer nichts Handfestes in die Wege geleitet. Dass sie sich bisher nicht näher gekommen waren, schien der Hausangestellten verwunderlich, sie nahm es für chevaleresk, wie ihr Oberstleutnant es war und sich auch auszudrücken pflegte. Zudem entwickelte sie unwillkürlich eine mehr mütterliche Neigung zu dem in Liebesdingen wohl recht unerfahrenen jungen Mann.

Ihr Schlachtergeselle warnte sie: Der Bursche habe eine verschlagene Visage, sie solle auf sich Acht geben. Von dortiger Seite wäre nichts Gutes zu erwarten, das könne sie sich von ihm als Storch-Heinar-Träger ruhig sagen lassen. Auch denke er nicht, dass der Hundsfoth sie ohne bestimmte Absicht angesprochen habe, und diese Absicht liege womöglich fernab der Träume einer Hausangestellten. Doch Halina tat das Gerede Friedrichs als schiere Eifersucht ab. Sie ließ sich das freudige Gefühl nicht nehmen, immer noch kavaliersmäßige Liebhaber anzuziehen. Und als der junge Mann im Wildlederblouson ihr liebenswürdig das Du anbot, sowie sie einlud, am nächsten Mittwoch spätnachmittags mit ihm im Auto in den Spreewald zum Wildessen zu fahren, akzeptierte sie strahlend.

Leider war man im Auto nicht unter sich. Und verspätet war man auch; um eine volle Stunde und das zur Winterzeit. Der Mann im Wildlederblouson mit Vornamen Silvester und auch solchem Aussehen, hatte zu seinem Bedauern zwei Freunde nicht gut von der Vergnügungsfahrt ausschließen können, da sie ihm die Benutzung der Sportlimousine ermöglicht hatten. Übrigens handelte es sich um einen Leihwagen, mit westdeutschem Kennzeichen, was nicht der Erwähnung wert befunden wurde. Der eine Freund war ein ausnehmend eleganter Typ, schon fast snobistisch, Anwaltssohn und rechter Kavalier namens Utz Sachorius, der fein gegerbte Lederhandschuhe trug. Der andere mochte Halina so gar nicht gefallen; er war grobschrotiger als der Metzgergeselle, war Kickboxer und machte einen reichlich entrückten Eindruck; er nannte sich Marco Landgraf und hatte sich – fürs ungeübte Auge nicht wahrnehmbar – hautfarbene Latexhandschuhe übergezogen. Während der elegante Utz beim Bekanntmachen die errötende Halina mit Handkuss begrüßte, schaute der andere sie nur an und nickte kaum mit dem glatt rasierten Schädel.



Foto: Gabi Kremeskötter, versperrt

Es war schon später Nachmittag, als man losfuhr. Westwind war aufgekommen mit etwas Regen, nicht zu merken, dass es fast Mitte Dezember war. Der meiste Schnee der letzten Tage war geschmolzen. Der Wetterbericht aus dem Radio sagte allerdings für den frühen Morgen erst stürmischen Schneeregen, dann Dauerschneefall von Südosten voraus.

Die Freunde saßen vorn, der Elegante leise pfeifend hinter dem Lenkrad, der Glattrasierte vor dem Handschuhfach, das er unentwegt anstarrte; ab und zu fasste er sich an seine linke Brusttasche. Halina und Silvester saßen im Fond der edlen, zweitürigen Sportlimousine. Halina war recht stolz

auf Silvester und auf den Wagen und die Fahrt auch, aber nicht ganz so froh darüber, wie sie es erwartet hatte. Was nur an den beiden Mitreisenden lag. Sie empfand es wohl als angenehm, dass Silvester nicht so ein Rotzfrecher und Zudringlicher war, doch etwas mehr die Gosche aufmachen sollte er schon können. Seine Freunde schienen von noch schweigsamerer Art. Man fuhr sportlich, aber nicht rasant Richtung Nordwesten, die trockene Alleestraße entlang; die Bäume trugen noch ein paar brauntrockene Blätter.

Die Männer hatten einander wenig zu sagen, weil alles gesagt war. Utz steuerte konzentriert, Marco blickte starr auf die Straße, die die Lichtkegel des Wagens schemenhaft erkennen ließ.

Die Wagenheizung blieb ausgeschaltet, trotzdem schwitzte der Kickboxer in der Dezembernacht. Marco war froh darüber, dass endlich etwas passieren würde. Es dauerte schon viel zu lange. Die Jungs redeten und versprachen, aber der erfahrene Gruppenführer hockte noch immer in gemeiner, niedriger und unschuldiger Haft, die aus rein politischen Gründen verhängt worden war. Der Kickboxer Marco war gleich dabei, als man ihn aufforderte, bei der Erledigung eines Verräters mitzuhelfen. Er wusste nicht, dass er nur die zweite Wahl war. Eigentlich war der Mietwagenfahrer vom Herrn Oberstleutnant persönlich dazu auserkoren worden, an der Urteilsvollstreckung mitzuwirken. So konnte man ihm gegebenenfalls das lose Mundwerk schließen, wenn er mal wieder in der Kneipe ein paar Schnäpse eingoss, um – wie er zu sagen pflegte – das Bier nicht so trocken hinunterwürgen zu müssen. Seine sehr schroffe Ablehnung der Order ließ man dem Kameraden ausnahmsweise durchgehen, hatte er sich doch durch seinen Meineid als Getreuer bewiesen.

Der Kickboxer nahm einen tiefen Atemzug durch die Nase, das leise Schnaufen ging im Motorgeräusch unter. Es tat ja so gut, dass nun endlich etwas anlaufen sollte. Waren sie nicht alle zusammen schuld, dass Kameraden eingesperrt waren? Die Kameraden im jahrelangen, erzwungenen Untergrund materiell und ideologisch zu unterstützen, oblag nur den vertrauenswürdigsten Kameraden und man konnte sich zudem dessen kaum offen rühmen. Die eigentliche Schuld an allem aber trug dieses ganze Verräterpack. Da war es gut, dass man ihn, den erfolgreichen Kickboxer, wenn auch früherer Tage, brauchen konnte, seine Kraft und seine Hände. Jemandem den Hals zuzudrücken tat unendlich gut, das erleichterte, das machte freier.

Halina rückte inzwischen im Fond ein wenig dichter an Silvester heran, schob ihre Hand in die seine, doch er reagierte nicht recht. Silvester war immer so steif, geradezu gehemmt, fast verkrampft. Heute war er besonders verschwiegen. „Es ist schade“, sagte sie gedämpft, „dass die anderen dabei sind.“

„Dafür ist es zu mehreren immer lustiger“, wich er aus.

„Ja, vielleicht“, gab sie zurück, „aber schade ist es doch.“

Marco Landgraf vorn ließ die Seitenscheibe herunter und streckte den Ellbogen hinaus in den scharfen, aber nicht kalten Fahrtwind.

Die neu asphaltierte Straße war fast leer an diesem linden Frühwinterabend. Kaum dass ihnen ein anderes Fahrzeug entgegenkam, oder sie eines überholten, nicht einmal einen Radfahrer. Jetzt, kurz hinter einer verfallenen Mühle, bog der Wagen von der Straße ab, in einen vom schmelzenden Schnee aufgeweichten Waldweg. Die Limousine schaukelte, sandiger Humus und abgefallenen Blättern spritzten zur Seite.

„Wohin fährt er denn?“ erkundigte sich Halina. „Ich dachte, wir fahren zum Wildessen ins alte Forsthaus?“

„Keine Angst“, antwortete Silvester, „das ist eine Abkürzung.“

„Aber kommt er denn da durch?“ sorgte sie sich.

„Keine Angst, Halka“, sagte Silvester. „Der Wagen hat Allrad.“

Der Wagen hatte anscheinend keinen Allradantrieb und weiter kam er offenbar auch nicht, denn jetzt stoppte er. Die Männer vorn stiegen aus.

„Was ist denn?“ fragte Halina, „das hätte ich den Herrschaften gleich sagen können, dass man hier nicht weiterkommt.“

„Wir kommen schon weiter“, ließ der Grobschrötige durchs offene Seitenfenster vernehmen. „Wenn wir wollen.“

Er gefiel Halina immer weniger. Der andere, der Feine, sagte gar nichts.

„Ja, was ist also?“ fragte Halina. „Müssen wir nicht zurück, wenn wir zum alten Forsthaus wollen?“

„Ach was, Forsthaus“, brummte der Kickboxer und dachte an die Kiefernwaldschonung hinter der Försterei, wo sich ein Kamerad angeblich erschossen haben sollte.

„Alles aussteigen, Leute!“ rief jetzt fröhlich der Elegante. „Sie werden sehen, junge Frau, hier ist es viel heimeliger.“

„Genau“, ließ jetzt auch Silvester verlauten, „hier wird’s heimelig, äh, urig, ja.“

Halina sah sich etwas ratlos um.

„Wieso heimelig?“ fragte sie. „Und von wegen urig, ich find’s fürchterlich ungemütlich. Hier ist doch alles dreckig, wo soll man sich denn da hinsetzen? Und wenn man nur einen Schritt tut, hat man die Schuhe voller Sand, Matsch und Wasser.“

„Ach was“, winkte Utz ab. „Wissen Sie, ich habe nämlich hier eine Datsche, keine fünf Minuten von hier.“ Dabei lächelte er. „Für einen kleinen Imbiss ist gesorgt. Es wäre mir eine besondere Freude, wenn die junge Frau mir die Ehre erweisen würde.“ Damit blickte er sie frech und dringlich an und packte sie mit seinen blitzenden blauen Augen.

Halina, halb schon gewonnen von seiner chevaleresken Art, warf Silvester noch einen kritischen Blick zu; doch war es mehr Geziere als Bedenken.

„Auf geht’s also“, sagte Silvester aufgeräumt, „machen wir keine Zicken.“ Damit stieg er aus dem Wagen.

„Wenn du mich damit meinst“, sagte sie ablehnend und folgte ihm, „dann bist du ziemlich auf dem Holzweg.“ Sie trat in einen matschigen Schneerest und kreischte geziert auf. „Verflixt“, rief sie missfällig, „was ist das für eine Sauerei bei diesem Wetter.“

Der elegante Utz und Freund Silvester nahmen sie ohne weiteres in die Mitte, hakten sie bei den Armen ein. Der grobschrötige Marco stapfte hinterher. So zog man los, auf schmalem Weg in eine vorjährige, blätterlose Laubwaldschonung hinein. Graue, hellgraue bis weiße Wolken und Wolkenfetzen zogen, einander geschwind folgend, über sie hinweg. Windböen in zarten, linden Schüben kamen entgegen, zupften an der Kleidung von allen Seiten. Ein dünner, krummer Strich Mond, schaute schräg herunter auf die blattarmen Skelette der Bäume. Ringsum tropfte das Tauwasser von oben und Rinnsale bildeten unter den Füßen Wasserlachen. Kamen sie einmal auf eine größere Pfütze zu, fassten Silvester und Utz die Frau fester unter den Armen und hoben sie mit Schwung über die Wasserlache. Halina kreischte wieder auf, und es war eigentlich ganz amüsant.

„Man hat Schmackes in den Muskeln, meine Herren“, anerkannte Halina stolz. „Doch jetzt sind es bestimmt schon ein wenig mehr als fünf Minuten“, fügte sie hinzu. „Ist es noch weit bis zum Herrn seiner Datsche?“

„Nein, nein“, entgegnete Utz, „gar nicht mehr weit.“

Der Pfad verlor sich plötzlich im Forst wie ein Holzweg, sie standen vorm Unterholz und mussten

sich nun quer hindurchkämpfen.

„Das ist doch kein Weg“, beklagte sich Halina. Aber schon sah sie sich hochgehoben und getragen, hier und da schrammten sie Zweige, eigentlich war es ein Mordsspaß, derart von kraftvollen Mannsarmen im lauen Wind durch den Wald befördert zu werden. „Aber das ist wirklich kein Weg“, bekräftigte sie. „Wie kommen Sie denn überhaupt zu Ihrer Datsche?“

„Wo eine Datsche ist“, antwortete Utz, „da ist auch ein Weg.“ Liebenswürdig lächelte er sie an.

Mit welch gebildeten Leuten Silvester verkehrte.

Seit es durchs Unterholz ging, blieb der Grobschrötige nicht mehr hinter ihnen, sondern stapfte voraus. Er nahm seine Aufgabe, Äste zurückzubiegen und niederzuhalten, sehr ernst, ein guter Schrittmacher. Utz begann das alles zu langweilen, ja anzuöden. Die lauen Windschübe irritierten ihn beinahe, so wie das Geschnatter der Polengans auf seinem Arm. Der Kickboxer dagegen, ließ sich nicht anfechten von der Brise, er war prall ausgefüllt vor Tatenlust.

Unvermittelt erreichten sie eine kleine Lichtung. Sanftgalant setzte man die Dame ab auf ihre Füße.

„Ist das hier Ihre Datsche?“ fragte sie albern kichernd.

Die Männer sagten kein Wort.

„Ach so“, alberte sie weiter, „da bin ich Ihnen dann doch zu schwer geworden, ja? Müssen die Herren etwa verschnaufen?“

„Wird bald wer anderes verschnaufen“, brummelte Marco.

„Was haben Sie denn?“ fragte die Frau, als dann niemand mehr etwas sagte, sondern alle unbehaglich herumstanden.

Wie auf ein Stichwort zog Silvester einen Zettel aus der Innentasche seines Wildlederblousons und hob an zu verlesen: „Die Hausangestellte Halina Tutasz hat nationale, patriotische und vaterländische Geheimnisse verraten. Verräter verfallen der Feme.“

Halina blickte ihn an, sie verstand nicht. Das sollte wohl ein Witz sein, aber sie konnte es durchaus nicht witzig finden. Außerdem war es hier verflucht feucht und schmutzig, und wenn man nicht bald ins Trockene kam, würde man morgen mit einer ordentlichen Erkältung, wenn nicht gar Grippe aufwachen.

„Ich meine“, sagte sie sanft und nun gar nicht albern, „man sollte doch jetzt endlich in Ihre Datsche gehen oder ins Forsthaus. Die Luft macht einen ganz hungrig.“

Der Kickboxer bekam einen heißen Kopf vor Zorn bei diesem verdammten Zynismus. „Ich meine“, äußerte er kaum beherrscht, und er redete fast wie gedruckt, „es sollte eine nicht so verstockt sein in der Stunde ihres Todes.“ Er griff mit der Rechten in seine Jacke zur Brusttasche.

Während Utz unhörbar „Amen“, murmelte, sagte Halina schnell: „Das ist mir ein Spaßvogel, Ihr Herr Freund“, und blickte sich ziemlich ratlos nach den anderen um, die jedoch nicht zu ihr hinsahen, die Augen gesenkt hielten. Somit erfasste sie keinen Blick mehr von einem Menschen, vielmehr war das letzte Antlitz, das sie sah, das vom Kickboxer Marco Landgraf, der nun auf sie zuschritt und ihr, ehe sie noch einen Laut von sich geben konnte, ja eigentlich ehe sie auch nur erschrecken konnte, einen scharfen Hieb versetzte, mit einem großen Hufeisen, das er neuerdings als Glücksbringer bei sich trug. Als er Halina zusammensacken sah wie einen leeren Taucheranzug, kniete er sich neben sie und richtete ein rasches Stoßgebet gen Himmel, dass Wotan seinen Händen die Kraft verleihe, sie vollends zu töten. Dann murmelte er: „Das zehnte Gebot: Sei erbarmungslos“, und erwürgte sie.

Da lag sie nun – in Dreck und schmelzendem Schnee. Sie hatte sich für den Ausflug das beste

Kostüm angezogen, mit einem ziemlich kurzen Rock, wie er gerade wieder in Mode war. Der Rock war herauf geschoben. Über dem starken Knie am Ende der Nylonstrümpfe, die mit Strapsen befestigt waren, zeigte sich ein breiter Streifen nackter, fülliger Orangenhaut und darüber der Saum eines weißen Baumwollhöschens. Die drallen Füße staken in zu zierlichen Pumps. Ihre von reichlich Haarspray gehaltene Frisur war verrutscht, aus dem schwärzlich blauen Gesicht, in das sich feuchte Haarsträhnen hineinkringelten, hing lang die bläuliche Zunge.



Foto: Gabi Kremeskötter, Verfall

Der Elegante steckte sich mit seinem Goldfeuerzeug eine Zigarette an, trat Qualm ausstoßend von einem Fuß auf den anderen. Höchstens acht Tage stand er sich zu, höchstens acht Tage durfte es noch dauern, bis dahin musste es sich auswirken, bis dahin musste er den Kameraden befreien.

Silvester dachte zufrieden, dass es rasch gegangen sei, dass er um 11 Uhr 30 am nächsten Vormittag zurück sein könne in seinem Stammlokal, um wie abgesprochen seinen Chef, Mirco Landgraf, zweieigiger Zwillingbruder des Kickboxers, abzuholen.

Marco strich sich Schneematsch und Erde von den Knien. „So muss das ganze Pack sterben“, knurrte er, und er pflanzte durch den dünnen Schnee, das dürre Laub und die feine Humusschicht, einen verdorrten Ast in den Sandboden neben der Leiche. Er nahm aus der Jackentasche ein Blatt Papier mit einer naiv gemalten schwarzen Hand und der Handschrift in großen Druckbuchstaben: „VERRÄTER, SEHT EUCH VOR!“ und spießte ihn an dem Ast auf. Die anderen nickten. Er tat das nach der Vorschrift, die Utz leise vor sich hin murmelte: „Die Verräter sind hinzurichten, und das unter Hinterlassung eines Zeichens, welches die Motive der Tat unzweifelhaft erkennen lässt.“

„So einfach geht’s nun aber doch nicht“, sagte Silvester missbilligend. Er zog das Urteil heraus, das mit dem Computer auf den Zettel gedruckt war, und vertauschte es mit dem Blatt, das der Kickboxer auf den verdorrten Ast gespießt hatte. Doch das war diesem nicht recht. Die kahle Computerschrift gab ihm kein Bild seiner Tat und ihrer Bedeutung, und er bestand darauf, dass das Papier mit der schwarzen Hand zu bleiben habe. Utz schlug vor, dass man beides dalassen könne. Dies nickte man ab und so wurde es gemacht.

„Handyfoto“, sagte Marco, als man sich schon fast zum Gehen gewendet hatte. Utz nahm achselzuckend sein Mobiltelefon zu Hand und lichtete die Leiche aus zwei Perspektiven ab.

Auf dem Rückweg, als die Lichtung halbwegs außer Sicht war, machte Utz kehrt unter dem Vorwand, er habe sein goldenes Feuerzeug wohl fallen- und zurückgelassen, die anderen sollten schon mal zum Wagen vorgehen. Beim Leichnam angekommen, entfernte er die beiden Papiere, nahm sein Feuerzeug aus der Hosentasche und verbrannte sie. Nachdem er die Kette mit der Silberplakette durch einen heftigen Ruck vom Hals des Leichnams gerissen und eingesteckt hatte, griff er nach dem Flachmann in der rechten Brusttasche und schüttete den Inhalt über

Kopf und Hals der Ermordeten. Bevor er die Flüssigkeit anzündete, drückte er kaltblütig eine Euro-Münze unter die Zunge der Ermordeten und zückte sein Handy, um zwei neue Fotos der Getöteten aufzunehmen; die zuvor aufgenommenen Bilder löschte er. Tief die frische Waldluft einatmend, richtete er den Blick zum Himmel, wo immer dunklere Wolken aufzogen. Mit einem Ast in der Hand verließ er befriedigt die Todesstätte, und als er die anderen beim Auto erkennen konnte, warf er das Holz in hohem Bogen in den Wald, wo es sich im Kieferngeäst verfang und in einiger Höhe hängen blieb.

Das Tötungsdelikt, zum Nachteil der Haushaltshilfe Halina Tutasz, erregte trotz der jähren Wechselfälle in Wirtschaft und Politik, einiges Aufsehen. Der Polizeibericht beschränkte sich allerdings auf eine knappe Meldung über den Leichenfund und den Tatort, während der Pressesprecher der Kripo verlauten ließ, es handele sich, mit großer Wahrscheinlichkeit, um ein Strafdelikt aus dem Rotlichtmilieu und keinesfalls um eines mit rechtsradikalem Hintergrund. Die Mehrzahl der örtlichen Medien brachte die Nachricht ohne jeden Kommentar. Dafür wusste die Boulevardpresse zu berichten, dass der oder die Täter wohl in Zuhälterkreisen zu suchen seien, worauf die für dieses Milieu typische symbolhafte Anbringung des Geldstücks unter der Zunge des Opfers hindeute. Dies verstärkte man durch die gleichzeitige Veröffentlichung der unretuschierten Bilder vom halbentblößten Unterkörper des Opfers. Auf Anfrage bei der anberaumten Pressekonferenz von Oberbürgermeisteramt, Staatsanwaltschaft und Kriminalpolizei hieß es offiziell, der oder die Täter hätten die Münze an dem Leichnam angebracht, einzig um von den wahren Motiven abzulenken, die wahrscheinlich privater Natur seien. Der anwesende Fallanalytiker, ein noch junger Mann, wies auf die seiner Meinung nach nahe liegende Möglichkeit einer Straftat mit rechtsradikalem Hintergrund hin, wurde aber vom Polizeipräsidenten am Vortrag seiner Argumente für diese Mutmaßung gehindert mit der Bemerkung, die Getötete sei Männern nicht unzugänglich gewesen, sodass die Vermutung nahe liege, jemand habe sie hinausgelockt, um sie zu berauben. Der Schlachtergeselle, mit dem Halina Tutasz sich in der letzten Zeit hatte sehen lassen, wurde denn auch in Untersuchungshaft genommen, jedoch wenige Tage später freigelassen, weil keine anderen Verdachtsmomente erhärtet werden konnten. Die Linkspresse aber blieb beharrlich dabei, die Mordtat sei allein aus politischen Gründen verübt worden. Als ein als links geltendes Blatt die Meinung des Fallanalytikers durch ein Interview verlautbarte, wurde dem Profiler jede weitere Stellungnahme in der Öffentlichkeit untersagt. Zuerst die Berliner Medien, dann auch die bundesweiten, griffen den spektakulären Fall auf und brachten Artikel und ausführliche Fernsehberichte. Man erklärte, allein die klischeehaft schäbige Darbietung der Tat bewiese zur Genüge, dass man Rechtsradikale als Urheber annehmen müsse und wies auch auf die Reste verbrannten Papiers hin. Die aufgeregte Forderung wurde erhoben, der Bund müsse, wenn das Land dazu außerstande sei, dem blutigen Unfug ein Ende setzen. Daraufhin wurden Untersuchungsausschüsse in Bund und Land angekündigt, für die Parteien wurden bereits Persönlichkeiten benannt.

In rechtsgerichteten Kreisen wusste man sehr wohl, dass Utz Satorius hinter der Tat steckte und dass Marco Landgraf sie ausgeführt hatte. Das war ganz klar ihre Handschrift, und man fand, die Aufgabe sei von ihnen nicht nur bravourös, sondern ebenso elegant gelöst worden. Eine schmissige Teamarbeit vom Führenden, wie eine kompromisslose vom Geführten. Die Polengans zu beseitigen, dazu brauchte es nicht viel. Wohl aber gehörte Schneid und Intelligenz dazu, die Obrigkeit auf eine falsche Fährte zu führen und gleichzeitig der Öffentlichkeit warnend und dringlich vor Augen zu halten: Wir sind die Täter. Denn dass die Polizei auch dies schlucken werde, war keineswegs von Vornherein klar.

Utz erwärmte sich und seine Perspektiven an dem respektvollen Gemunkel um ihn herum. Er gondelte mit der Sportlimousine durch die Straßen, trat noch forscher auf im Organisationsrat. Eine bestimmte Dame – mit halboffenem Mund und Zungenspiel an den Lippen – tastete ihn mit den Augen ab, auf demütige, begehrlche Art.



Foto: Rüdiger Heins, Wohin geht die Reise?



Barbara Gertler

Einer Staude gleich

Was meinen sie denn
Die von Heimat reden?
Welch Ding schwingt in dem Worte mit?
Dann bin ich ganz Ohr
Und stelle mir neidvoll vor
Dass es wohl ein Ort sein muss
Verbunden mit tiefem Genuss

Ein Sich-Vergewissern muss es sein
Ein Wiedererkennen der eigenen Art
In strahlendem Willkommen sein
Beginnend, meist in Kindertagen
Erinnerungen elementarer Erfahrungen
Wurzeln hat der ganze Mensch
Identität auf festem Grund

Woran hält sich, wer entwurzelt ist?
Wieder und wiederum verpflanzt
Ein ankerloses Schiff
Verdammt, zur ewigen Fahrt
Die Suchenden unter Ihnen
Finden viele Häfen
Sie kommen allenthalben an

Wenn Du keine deutsche Eiche bist
Oder ein anderer Baum
der von Zugehörigkeit spricht
Vielleicht einer Staude gleichst
Wurzelst weniger tief, doch gedeihst
Wo immer Du Nahrung findest, und Licht
Ein Verpflanzen schadet Dir nicht

Mag sein, dass Du keine Staude bist
Einem schwebenden Samen gleich
Ein zähes Kraut, das nicht vergeht
Der schillernde Regentropfen
Ihn küsst das Licht
Ein Lied, vielleicht ein Gedicht
Das alles auf Erden als Heimat verspricht

Heimat bindet nicht zwingend an Orte
Es gibt sie noch von anderer Sorte
Wer Indien sucht, mag Amerika finden
Die, ohne Heimatscholle Gebliebenen
Die Vertriebenen, unbequem Umtriebigen
Sind es zumeist, die Neues gestalten
Denn das Alte hatte nicht gehalten

Barbara Gertler, geboren in Fulda, wohnt in dem kleinen Dorf Wüstring bei Hude/Oldenburg (Nds.), Ausbildung zur Erzieherin, Magisterstudium und Abschluss in den Fächern Germanistik (Literaturwissenschaft), Soziologie und Politik. Zusatzausbildung der Theaterpädagogik. Lehrbefähigung für Deutsch als Zweitsprache. Seit November 2011 konzentriert sie sich auf das Schreiben.

Veröffentlichungen:

Essay: „Ostbilder“ in: Ensel, Leo: „Warum wir uns nicht leiden mögen...“ „Was Osis und Wessis voneinander halten“, Münster 1993

Kurzgeschichte: „Mit Pudelmütze im Bett“, ausgewählter Text beim Kurzgeschichtenwettbewerb zum Thema „Demenz“ (Charity-Projekt). Veröffentlicht in der Anthologie (E-book) „Nicht allein“ des Iris Kater Verlages, 2012.

Kurzgeschichte: „Der alte Pirat und der Hai“, ausgewählter Text beim Kurzgeschichtenwettbewerb mit dem Thema „der Lärm verstummt ... bis Stille ist in dir ...“. Erschienen in der gleichnamigen Anthologie des Geest Verlages.

Interview mit Karma Tshiteem, dem Glücksminister von Bhutan



Ingmar J. Ackermann traf den Staatssekretär für Bruttosozialglück Herrn Karma Tshiteem in seinem Büro im Dzongka von Timphu, der Hauptstadt Bhutans, nachdem er einen Monat in den bhutanesischen Bergen verbracht hatte.

Das Interview wurde in Englisch geführt und von Ingmar J. Ackermann nachträglich übersetzt.

Oktober 2012 Timphu Bhutan

experimenta: Karma, herzlichen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen, mich für ein Gespräch über Bruttosozialglück zu empfangen. Ich glaube, Sie haben wahrscheinlich die schönste Berufsbezeichnung der Welt, „Glücksminister“ wäre wohl jeder gerne, oder?

Karma Tshiteem: Es freut mich sehr, dass Sie das so sagen. Die meisten Menschen fangen an zu lachen, wenn sie meinen Titel hören. Andererseits ist es ja nichts Schlechtes, Menschen zum Lachen zu bringen.

experimenta: Auf meiner Bergtour durch Bhutan habe ich alle Menschen, die ich traf, nach dem Konzept des Bruttosozialglücks befragt und viele gute Erklärungen erhalten. Allerdings waren sich alle einig, dass Sie die allerbeste Person wären, um mir die Philosophie des Bruttosozialglücks zu erläutern!

Karma Tshiteem: Im letzten Jahr hatte ich auch die Gelegenheit in unseren Bergen zu wandern und habe es wirklich genossen. Wir beschreiben Bruttosozialglück gerne als ein Konzept und eine Philosophie, aber eben auch als eine Vision, die beschreibt, wo wir gemeinsam hinwollen.

Unser vierter König hatte diese Vision bereits vor über 35 Jahren definiert, indem er erklärte, dass es der Wunsch der Menschen in Bhutan sei – und damit auch sein Wunsch für die Menschen dort – gut und glücklich zu leben. Daraus resultiert das heutige Ziel der Regierung, alles zu tun, was möglich ist, um dieses gute und glückliche Leben für die Menschen zu ermöglichen, für die sie Verantwortung übernommen hat.

Das führt direkt zu der Frage „Was ist es denn, was Menschen glücklich macht?“ Insbesondere nachdem wir uns im Jahr 2006 von einer Monarchie zu einer Demokratie gewandelt hatten, mussten wir dafür Entscheidungsprozesse schaffen. Was auch bedeutete, hilfreiche Messgrößen für das Bruttosozialglück zu finden. So haben wir den Bruttosozialglück-Index entwickelt, eine ganze Reihe von Parametern, die wir systematisch verfolgen.

experimenta: Jetzt muss ich natürlich die Frage stellen, wie genau das Glück denn vermehrt werden kann?

Karma Tshiteem: Zunächst einmal ist es wichtig zu verstehen, dass dabei nicht nur die konkreten und materiellen Dinge eine Rolle spielen. Diese sind sehr wichtig, aber neben dem Körper und seinen Bedürfnissen gilt es auch den Geist zu berücksichtigen. So haben wir insgesamt neun verschiedene Bereiche definiert, die zum Entstehen von Glück wichtig sind.

Die ersten fünf sind relativ naheliegend und selbsterklärend, da sie sich auf eher greifbare Dinge beziehen: Lebensstandard, Gesundheit, Erziehung, Umwelt und eine gute Regierung.

Eine angemessene Wohnung und ein Arbeitsplatz gehören zu den Dingen, die als Teil unseres Lebensstandards jedem zugänglich sein sollen. Ebenso natürlich eine Schulausbildung und Gesundheitsfürsorge. Von zentraler Bedeutung ist auch der Erhalt der Umwelt. Ein Baum, den ich anschauen und genießen kann, hat einen Wert für die Gesellschaft, der weit über seinen ökonomischen Wert als reines Nutzholz hinausgeht. Schließlich brauchen wir noch eine gute Regierung, die sich frei von Korruption um die Belange der Menschen kümmert.

eXperimenta: Das macht bis hierhin sehr viel Sinn, Sie haben aber auch Kriterien erwähnt, die weniger offensichtlich sind?

Karma Tshiteem: Absolut. Zu allererst schauen wir auf das, was wir seelisches Wohlergehen nennen. Sind die Bedürfnisse der Seele erfüllt? Sind Körper und Geist im Gleichgewicht? Es können sehr unterschiedliche Dinge sein, die dieses Gleichgewicht herstellen, das ist sehr individuell. Wir wissen aber zum Beispiel, dass Gebete – zu welchem Gott ist unerheblich – oder Meditation und reflektierende Stille wichtige Hilfsmittel sind, um das seelische Wohlergehen zu fördern. Stressbedingte Krankheiten oder sogar Selbstmorde sind deutliche Anzeichen dafür, dass etwas stark aus dem Gleichgewicht geraten ist.

Foto: Ingmar J. Ackermann und Karma Tshiteem, Bhutan



Die Erhaltung der kulturellen Identität ist das nächste Thema, das uns am Herzen liegt. Diese kulturelle Identität drückt sich unter anderem in der traditionellen Architektur, der Kleidung und unserer Sprache aus: Wir sind stolz, Bhutanesen zu sein. Auch Sie sind jetzt übrigens ein Teil davon, da Sie unsere Nationaltracht tragen.

eXperimenta: Die nicht nur außergewöhnlich sondern auch durchaus bequem ist.

Karma Tshiteem: Ganz wichtig sind auch lebendige Gemeinschaften. Wir Menschen sind soziale Lebewesen, wir entwickeln uns in Gemeinschaft am besten, brauchen um uns herum die Familie, Freunde und Nachbarn. Ein und dieselbe Erfahrung wird doch um so vieles wertvoller, wenn wir sie mit anderen teilen oder anderen mitteilen können.

In der Mitte des Ganzen steht die Familie. Man kann Kindern in Schulen sehr viel Wissen vermitteln, aber wenn es um Werte geht, werden sie sich fast immer an ihren Eltern orientieren. Teilen ist ein Prinzip, das wir fördern, seien es Fertigkeiten oder Erfahrungen. Die Bereitschaft, ehrenamtliche Aufgaben zu übernehmen, ist ebenso ein wichtiger Indikator für uns wie das Vertrauen zwischen Nachbarn.

Foto Hans-Jürgen Buch, Kirschblüte



Das letzte, aber nicht weniger wichtige Kriterium schaut darauf, wofür wir unsere Zeit verwenden. In ihrem Land sagen viele „Zeit ist Geld“; wir ziehen es vor, zu sagen „Zeit ist Leben“. Du musst deine Zeit für die Dinge verwenden, die für dich die größte Bedeutung haben. Wenn dir etwas wichtig ist, du deine Zeit aber mit etwas anderem verbringst, wirst Du nicht glücklich werden.

Außerdem sollte man ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Arbeit, Freizeit und Erholung finden. Wir denken, dass es ideal ist, den Tag zu gleichen Teilen in diese drei Bereiche aufzuteilen. „Don't work too hard, but work smart“ (Nicht zu schwer arbeiten, sondern schlau) ist mein Credo. Zeit ist wahrscheinlich die wertvollste von all unseren Ressourcen und muss mit sehr viel Bedacht verwendet werden.

eXperimenta: Diese Kriterien müssen also alle zusammenspielen, um für mehr Glück zu sorgen?

Karma Tshiteem: Ja, das ist zumindest der Punkt an dem wir auf unserer Reise momentan angekommen sind. Man muss allerdings sicher stellen, dass alle im richtigen Verhältnis stehen. Diese Ausgewogenheit zu finden, ist das zentrale Element.

eXperimenta: Die Mobilität nimmt auch in Bhutan deutlich zu. Befürchten Sie dadurch Auswirkungen auf den Lebensstil?

Karma Tshiteem: In der Tat ist es nicht mehr so, dass wie früher alle Generationen einer Familie zusammen in einem Haus oder auf einem Bauernhof leben. Andererseits bieten wir heute den Kindern eine wirklich gute Schulausbildung an. Das ist eine große Investition, und normalerweise ist eben der Bauernhof der Eltern nicht der richtige Ort, um diese Investition auch sinnvoll zu nutzen. Dementsprechend müssen wir offen für Veränderungen sein.

Gleichzeitig sind unsere familiären Bindungen sehr stark und das wird auch in Zukunft so bleiben. Nehmen sie mich als Beispiel: Meine Mutter wohnt ein gutes Stück entfernt von Timphu, aber ich bin immer mit ihr in Kontakt und besuche sie sehr regelmäßig. Das macht sie sehr glücklich, was das Wichtigste ist, aber es macht dadurch natürlich auch mich glücklich.

eXperimenta: Kann das Prinzip des Bruttosozialglücks auch ohne die Verbindung zum Buddhismus funktionieren?

Karma Tshiteem: Das Konzept stammt aus Bhutan und Bhutan ist ein buddhistisches Land, damit ist es selbstverständlich, dass die Prinzipien auf unserer Religion beruhen und die Wurzeln im buddhistischen Gedankengut zu finden sind. Aber wir gehen beim Bruttosozialglück eher den grundlegenden echten Weg: Etwas Zeit zu verwenden, um den Tag zu reflektieren oder über das Dasein nachzudenken, ist für jeden sinnvoll. Daher glaube ich nicht, dass eine bestimmte Religion eine Voraussetzung dafür sein muss, eine Glücksphilosophie umzusetzen.

eXperimenta: Welches sind denn die größten Herausforderungen, die vor Ihnen liegen?

Karma Tshiteem: Natürlich müssen wir ständig Verbesserungen anstreben und lernen, auch die Ausgewogenheit gilt es immer wieder zu überprüfen. Das ist ein andauernder Prozess. Und wenn wir unseren Indikatoren Glauben schenken dürfen, dann sind wir auf allen Gebieten auf einem wirklich guten Weg – mit einer wichtigen Ausnahme:

Wir haben es geschafft, Bildung und medizinische Versorgung kostenlos anzubieten, wir verbessern kontinuierlich unsere Infrastruktur und vieles mehr. Aber wir sind bisher noch nicht in der Lage, diese Leistungen vollständig aus unseren Einnahmen zu finanzieren und sind von daher noch auf finanzielle Unterstützung aus dem Ausland angewiesen. Das ist der entscheidende nächste Schritt, den wir tun müssen, um Nachhaltigkeit zu erreichen: ökonomische Unabhängigkeit. Dazu ist es wohl auch erforderlich, unsere Wirtschaft breiter aufzustellen.

eXperimenta: Wenden denn die existierenden Wirtschaftsunternehmen in Bhutan auch die Glücksprinzipien an?

Karma Tshiteem: Unsere Vision vom Bruttosozialglück ist natürlich im politischen und gesellschaftlichen Umfeld entstanden. Aber interessanterweise haben die Firmen in unserem Land auch damit begonnen, die daraus resultierenden Prinzipien in ihre Firmenkultur zu integrieren. Und zwar ohne politische Direktive – aus eigenem Antrieb. So gibt es z.B. Wochenendarbeit nur dort, wo es unvermeidlich ist, und die Firmen unterstützen ein ausgewogenes Verhältnis von Arbeit zu Freizeit. Sie haben verstanden, dass glückliche Mitarbeiter produktiver sind. Aber natürlich geht es auch hier wieder um Ausgewogenheit, in diesem Fall zwischen den Belangen der Mitarbeiter, der Kunden und der Firmen.

eXperimenta: Ist das Konzept vom Bruttosozialglück Ihrer Meinung nach denn auch auf größere Staaten, wie z.B. Deutschland, übertragbar?

Karma Tshiteem: Warum nicht? Es ist sicher gut, einen Dialog in Ihrem Land zu entwickeln,

darüber zu reden, zu diskutieren. Als erstes müssten Sie sich auf ein gemeinsames Ziel verständigen, eine Vision entwickeln. Entscheiden, was Sie denn gemeinsam erreichen wollen. Wir haben uns für das glückliche Leben entschieden, und ich kann nur sagen, dass dies für uns ein gutes Ziel ist. Es könnte sehr gut sein, dass es auch für Ihr Land ein gutes Ziel ist.

Also, versuchen Sie es einfach und seien Sie gespannt, wo die Reise dann hingeht. Die Wahrscheinlichkeit, an einem besseren Platz als dem Ausgangspunkt anzukommen, ist sehr hoch.

eXperimenta: Versuchen Sie ihren Ideen auch außerhalb von Bhutan Gehör zu verschaffen?

Karma Tshiteem: Ja, diesen Prozess haben wir vor einiger Zeit auf dem Weg über die Vereinten Nationen eingeleitet. Wir halten eben das Bruttosozialglück für wichtiger als das Bruttosozialprodukt. Glück ist eine Vision, ein Ziel, welches – auch für sich selbst genommen – wert ist, erreicht zu werden. Im Gegensatz dazu ist das Bruttosozialprodukt bestenfalls ein Mittel zum Zweck, es hat aber keinen inneren Wert.

Schauen Sie unsere beiden großen Nachbarn, Indien und China, an. Beide haben es sich zum Ziel gesetzt, Lebensbedingungen und Wohlstand zu erreichen, der vergleichbar ist mit den Bedingungen, die wir heute in den USA vorfinden. Und beide machen große Fortschritte auf dem Weg dahin.

Gleichzeitig wissen wir ganz genau, dass die Ressourcen dieser Erde nicht ausreichen, um einen amerikanischen Lebensstil für Indien und China zu ermöglichen. Das bedeutet, dass mit dem Erreichen der Entwicklungsziele zweier großer Staaten die Welt am Ende sein wird. Würden wir auf einem Raumschiff leben, auf dem die Endlichkeit bestimmter Ressourcen sehr offensichtlich ist, würden wir sicher nicht so handeln. Aber letztendlich ist die Erde nichts anderes als ein großes Raumschiff.

Also brauchen wir Veränderung, brauchen wir neue Ziele und auch die entwickelten Länder müssen überlegen, wohin sie sich weiterentwickeln wollen. Wir leben auf dieser Erde zusammen und in Bhutan haben wir einige Ideen entwickelt und angewandt, die anders sind, die vielleicht nachhaltiger sind für uns alle. Wir sind gerne bereit, diese Ideen zu teilen.

eXperimenta: Nochmals vielen Dank, Karma, für Ihre Zeit und dafür, dass Sie ihre Ideen und Erfahrungen mit mir geteilt haben.

Karma Tshiteem: Vielen Dank, dass Sie mich und mein Land besucht haben.

Dr. Ingmar J Ackermann, Jahrgang 1967, Bergliebhaber mit Wahlheimat in Köln, Geophysiker mit Liebe zur Sprache und froh darüber immer noch neugierig zu sein (koelnerzeilen.wordpress.com).

eXperimenta-Formatvorlage

Sie möchten Ihren Text in der **eXperimenta** veröffentlichen?

Dann nehmen Sie uns etwas Arbeit ab und senden ihn direkt im geeigneten Word-Format!

Die Vorlage dazu können Sie mit einer Email an **redaktion@experimenta.de** anfordern.

Wir freuen uns auf Ihre Einsendung!



Janna Schneider

Berlin, Deutschland

An neuen Orten scheint die Zeit immer langsamer zu vergehen.

Barry sitzt in einem Café in Kreuzberg und beobachtet das Geschehen draußen, vor dem deckenhohen Fenster. Die Wände sind bedeckt mit halbnackten Frauen, Platten und Ausschnitten aus Magazinen. Entlang der Wände stapeln sich Bücher und die Lampenschirme sind aus meterlangen Perlenschnüren.



Foto: Hans-Jürgen Buch, Hallo

Die Menschen hier scheinen beschäftigt. Ein paar sind mit Freunden ins Gespräch vertieft, die meisten starren in ihre Laptops und bewegen die Finger flink auf der Tastatur. Deutsche, denkt Barry. Immer geschäftig, immer versucht, Geld zu verdienen. Deshalb sind sie Exportweltmeister, denkt der junge Amerikaner und nippt an seinem Cappuccino. Er erhascht einen Blick auf die Bildschirme und muss feststellen, dass die meisten in der blauen Welt des Facebook gefangen sind.

Barry ist seit zwei Wochen in Berlin und es scheint viel länger. Einige Monate, müsste er schätzen. An neuen Orten scheint die Zeit immer langsamer zu vergehen. Er wird sein Auslandssemester an der TU hier in Kürze aufnehmen. Es ist später September, die deutsche Welt draußen ist grau und kalt (welch ein Klischee), es regnet seit Tagen. Barry kennt niemanden und er spricht kein Deutsch, die Einsamkeit hier erschlägt ihn manchmal. Dann setzt er sich in ein Café und betrachtet die Menschen und stellt sich vor, mit welchen er gerne befreundet wäre. Das große, dünne Mädchen mit dem langen dunkelblonden Haar und der Blümchenbluse. Weil sie Nietzsche las und dabei ihre Beine überschlug. Der Kerl am Fenster mit der Strickmütze und den überproportional großen grellgrünen Kopfhörern, der wild zu der unhörbaren Musik wippte.

Barry bezahlt und tritt nach draußen auf die geschäftige Straße. Deutsche scheinen immer ein Ziel zu haben, eine unsichtbare, aber unheimlich wichtige Destination, sie hetzen und rennen beinahe vom Haus zur U-Bahn Station, sitzen nervös in der Bahn, wippende Beine, als würden sie am liebsten wieder aufspringen und weiter sprinten; oder sie lassen ihre BMWs und Mercedes über die breiten Straßen Berlins rasen und alles muss aus dem Weg springen.

Unschlüssig steht Barry vor dem Café. Wohin? Es macht keinen Unterschied. Es ist Mittwoch, Mitte der Woche, er hat nichts zu tun, keine Pläne für heute oder die nächsten zwei Wochen, er kann nach links gehen, er kann nach rechts gehen und einfach für zwei Wochen laufen und niemand würde ihn vermissen.

Der Kaffee hat ihn rastlos gemacht. Er wendet sich nach links, warum auch nicht, und läuft einfach los. Er hat keine Straßenkarte dabei, sie liegt zuhause auf dem Schreibtisch der Einzimmerwohnung, neben

der kalten Tasse Kaffee und den zwei Postkarten, die er noch schreiben wollte.

Aber das ist okay. Er glaubt nicht an Karten, er kann sie nie lesen und landet nie dort, wo er hin will. Besser war es, von Anfang an kein Ziel zu haben.

Zuhause. Wie infam ist es anzunehmen, dass eine neue Stadt, eine neue Wohnung, ein neues Zimmer, einfach zum Zuhause wird? Wieso gibt es kein Wort dafür, das dieses Zwischengefühl einfängt, dieses Gefühl von Obdachlosigkeit mit einem Dach über dem Kopf, dieses Gefühl, sein Zuhause verloren zu haben und kein neues gefunden zu haben?

Die Beziehung zu einer neuen Stadt ist wie die Beziehung zu einer Frau. Barry hatte Berlin auf den ersten Blick gemocht, den Dreck, den Charme, die Historie dieser Stadt. Aber zuhause kann das doch nicht sein, zuhause ist Philadelphia, auch eine dreckige Stadt, weniger Geschichte, dafür all seine Freunde, seine Familie. Berlin und er, sie sind noch nicht über das erste Date hinweg.

Er läuft vorbei an zwei jungen hübschen Türkinnen, die bunte Tücher um ihren Kopf gewickelt haben. Sie lachen und zünden sich Zigaretten an. Auch mit ihnen wäre Barry gerne befreundet.

Deutsche – das waren für Barry immer die Nazis. Diese stämmigen, riesigen Deutschen mit unfreundlichen Gesichtern.

Aber sie sind alle hübsch. Die Berliner sind attraktive schlanke Menschen, sie alle sehen so unheimlich gesund und vital aus, alle lachen sie und scheinen nie aufzuhören, mit ihrem blonden Haar und ihren blauen Augen. Die Frauen tragen kurze Kleidchen und flache Stiefel und rote, dicke Schals und ihre Augen leuchten. Die Männer zischen mit alten Hollandrädern an Barry vorbei und sie tragen Lokomotivführer – und Matrosenmützen.

Er hat keine Ahnung wohin, aber er hat die U-Bahnstation „Hallesches Tor“ gefunden und läuft die Treppen hinunter und setzt sich auf die Bank. Die U1 kommt in drei Minuten, heißt es. Eine hübsche Deutsche setzt sich neben ihn und lächelt ihn kurz an. Sie scheint es nicht eilig zu haben.

Ein alter Mann im Anzug kommt die Treppe hinunter. Er ist sechzig oder siebzig Jahre alt, sein Haar ist silbergrau. Er trägt einen gut geschnittenen Anzug und glänzende schwarze Lackschuhe und zieht einen quadratischen Rollkoffer hinter sich her, der ihn aussehen lässt wie einen Piloten.

Barry dreht seinen Kopf wieder zurück zu der Deutschen, sie lächelt immer noch, alles an ihr strahlt subtilen Wohlstand aus, glänzende Haare, weiß scheinende Zähne, perfekt passende Kleidung.

Barry schaut zurück zum Mann im Anzug. Er steht am Mülleimer und beugt sich über ihn, blickt hinein, streckt seinen Arm aus, rollt den Ärmel des Jacketts etwas nach oben und greift dann hinein und zieht nach kurzem Wühlen eine grüne Bierflasche aus Glas hinaus. Er öffnet seinen Rollkoffer und legt sie hinein. Dann zieht er weiter, auf der Suche nach weiteren Mülleimern, weiteren Pfandflaschen, die ihm 25 Cent einbringen.

Barry fährt mit der U1 bis zum Cottbusser Tor und ignoriert die ewig lächelnde Deutsche. Dort sitzt ein Mann mit langen blonden Dreadlocks in einem kleinen asiatischen Restaurant und Barry setzt sich neben ihn, bestellt Tofu mit Reis und Erdnusssauce und bezahlt 3,90 Euro. Billiges Berlin.

„Du bist verrückt, mein Kind, du musst nach Berlin“, sagen die Dreadlocks auf Englisch und grinsen.

„Franz von Suppé, oder?“, antwortet Barry. Die Dreadlocks nicken und wippen.

„Tony“, sagen sie und schütteln Barry die Hand.

„Barry.“

„Amerikaner“. Barry nickt, obwohl es sich nicht wie eine Frage angehört hat.

„War mir klar. Ihr seht einfach anders aus, no offense. Du sprichst wohl kein Deutsch, oder? Natürlich nicht. Immer nur Englisch. Kein Problem, aber wird's euch nicht manchmal langweilig mit dem Englisch?“

„Bisher nicht.“ Tony nickt, dreht sich verstohlen um und fragt Barry, ob er einen Joint im nahen Park durchziehen möchte. Klar, warum nicht, sie geben die Teller ab, verabschieden sich und laufen zum Bocklerpark, wo sie sich auf das feuchte Gras setzen und Tony einen Joint dreht. Einige Spliffs und sie grinsen beide.

„Meinst du, man muss verrückt sein, um nach Berlin zu kommen?“, fragt Tony und stößt den Rauch aus.

„Man muss nicht verrückt sein, um nach Berlin zu kommen, aber wenn man verrückt ist, muss man nach Berlin gehen“, antwortet Barry, obwohl er keine Ahnung hat.

Tony nickt jedoch zustimmend. Sie beenden den Joint, geben sich die Hände zum Abschied und Barry nimmt die U-Bahn bis zum Kurfürstendamm.

Er mag den Ku'damm. Er ist laut und geschäftig und verschwenderisch breit, die Menschen, die Deutschen, rasen auf ihren langen, dünnen Beinen an ihm vorbei, klock klock, machen die Männer in ihren Lackschuhen, klick klick, die Frauen auf ihren hohen Absätzen. Überall wird gebaut, die Bürgersteige sind nicht mehr benutzbar, Kräne und Betonmischer nehmen sie ein, die Häuser sind hoch und werden noch höher.

Es ist Ende September, aber schon verfolgt rot und grün und der künstliche Geruch von Weihrauch und Plätzchen Barry. Er geht in einen Dekorationsladen und wird erschlagen von Weihnachtsmännern und gehetzten blonden Hausfrauen auf der Suche nach den perfekten Plätzchenausstechern. Er kauft Spekulatius, ist das traditionell deutsch, die Verkäuferin weiß auch nicht. Es schmeckt würzig und merkwürdig, sehr weihnachtlich, Barry flieht dem Kommerz auf die Straße, wo drei junge Mädchen, vielleicht dreizehn Jahre, ihn anrempeeln, die Hände schwer mit Einkaufstüten von H&M, Zara und Buffalo.

Barry findet „Urban Outfitters“ an einer Ecke und betritt ihn aus patriotischem Pflichtgefühl. Es ist sehr amerikanisch, Barry könnte überall auf der Welt sein, auch in Amerika, in Philadelphia. Er fühlt sich heimisch hier, inmitten des Inbegriffs der amerikanischen Kultur, Kommerz, Kapitalismus, die Begriffe klingen in seinen Ohren und doch fühlt er sich hier zugehörig, richtig irgendwie, und hasst sich dafür.

Die Verkäufer und Verkäuferinnen schweben durch den Laden in Skinny Jeans und Cardigans, die Haare in perfekten Dutts, die Füße stecken in Schnürschuhen, die vintage aussehen und neu sind. Verloren steht Barry inmitten des Gedrängels um die neueste Kollektion, er schaut auf den Preis eines T-Shirts, 50 Euro; lieber betrachtet er Menschen, sie alle hier sind „Hipster“, was sind eigentlich Hipster, das weiß niemand und doch will jeder einer sein. Sie sind perfekt gekleidet und sehen doch aus oder wollen aussehen, als hätten sie sich heute Morgen schnell etwas übergeworfen, ihre Kleidung kostet ein Vermögen und scheint doch aus dem Müll gefischt, sie alle tragen große Brillen mit dicken schwarzen Rahmen und lächeln. In dem verzweiferten Versuch, anders zu sein als alle anderen, sehen sie alle aus wie Klone.

Barry fällt einer der Verkäufer auf, der ein weißes T-Shirt trägt, auf das ein schwarz-weißes Foto eines rauchenden Dylans gedruckt ist.

„Cooles shirt. I love Dylan“, sagt Barry und deutet auf sein Shirt.

„Danke“, antwortet der Verkäufer auf Englisch, „auch wenn ich leider nicht weiß, wer Dylan ist. Der Kerl auf dem T-Shirt? Das ist Dylan? Ach, der Sänger? Nee, sagt mir leider nichts. Times they are a-changing? Vielleicht, wenn ich ein Lied von ihm hören würde.“

Barry findet eine weiße Strickmütze und da ihm seine Mutter erzählt hat, es könnte bis zu minus dreißig Grad kalt werden in Deutschland, nimmt er sie und läuft zur Kasse.

Die junge Verkäuferin, naive, runde Augen hinter der obligatorischen Brille, langes glattes braunes Haar bis zum Hintern, sagt: „29,90 Euro, bitte“.

Die Verkäuferin lächelt ihm zu. Barry schaut auf ihr Namensschild. Kristin.

Sie hat jetzt Schluss, sie nehmen die U-Bahn, sitzen nebeneinander auf den Sitzen, ein komisches Gefühl, sie wissen nicht, was sie sagen sollen, und dann sind sie am Görlitzer Bahnhof, Multikulti, alles dreckig, sie laufen die vielen Treppen zu Kristins Wohnung hinauf, kein Fahrstuhl, sie schließt die Tür auf, kein Rundgang, die Tür fällt zu und sie fallen verschlungen aufs Bett, Klamotten fliegen und dann sind sie fertig und teilen sich eine Zigarette. Kristin dreht eine, Barry schaut ihr zu, flinke Hände, die Zigarette schmeckt gut. Ihre nackten Beine neben ihm, die Art, wie sie die Zigarette ganz nah an ihren Lippen hält, auch wenn sie nicht zieht, ihre kleinen, runden Brüste und die Brille, die sie schnell wieder aufzieht, als wäre Kristin ohne die Brille nicht Kristin.

Sie hat einen dieser modernen Plattenspieler und legt Beirut auf, Transatlantique wunderschön, Kristin beginnt sich langsam zu drehen, sie ist noch immer nackt. Barry betrachtet sie, die Zigarette nun ganz für sich allein.

Nach dem Lied geht Kristin zurück zum Bett, setzt sich neben ihn, sehr darauf bedacht, ihn nicht zu berühren, sie dreht sich eine neue Zigarette.

„Kann ich dich etwas fragen?“, sagt Barry. Sie nickt, leckt das Papier, ihre Augen liegen auf ihm.

„Was bedeutet euch, ich meine den Deutschen, der Holocaust?“
Sie scheint nicht verwundert, als hätte sie das Thema erwartet, als wäre jeder Deutsche in jeder Sekunde seines Lebens bereit für diese Frage.

„Nichts.“

Barry wartet auf mehr, aber mehr kommt nicht. Sie zieht zufrieden an ihrer Zigarette, hat nun die Augen geschlossen, Prenzlauerberg, bewegt den Kopf zu dem langsamen Folk. Amerikanische Musik, wie überall.

Janna Schneider, geboren 1991, wuchs in der Nähe von Frankfurt am Main auf. Nach dem Abitur arbeitete sie für ein halbes Jahr als Freiwillige in einem Waisenhaus in Nigeria. Noch immer reiselustig, erkundete sie danach Neuseeland und Australien und arbeitete mehrere Monate in Melbourne. Heute studiert sie im ersten Semester Politikwissenschaft an einer Berliner Universität.

Barry läuft nach Hause im Dunkeln, es regnet schon wieder, seine Schuhe sind nass, sind Seen, sein Kopf ist dem kalten Nass schutzlos ausgesetzt. Wieder U-Bahn, ruckeln, fremde Menschen, es ist spät, viele sind angetrunken, es wird geflirtet, es wird gestritten, ein Paar drückt sich verlangend gegen die Tür, ihre Münder sind fest ineinander verschlossen. Ein Penner prostet Barry mit einem Augenzwinkern zu.

Zuhause. Barry legt sich ins Dunkel auf sein Bett, dieser Geruch von Fremdheit, nein, das ist es nicht. Er schließt auf, kommt hinein und riecht, dass er hier nicht lebt und dass niemand hier für eine längere Zeit gelebt hat. Es scheint, als stoße die Wohnung jeden Bewohner ab, es riecht abgestanden, kalt, fremd, es riecht dunkel.

Barry nimmt seinen Laptop, klappt ihn auf und sucht einen kostenlosen Stream für Garden State. Auf seinem Nachttisch liegt Tariq Alis „Die Steinernen Frau.“ Er drückt auf Play und lehnt sich nach hinten, starrt auf den Bildschirm und den kleinen Kreis, der sich dreht und dreht und dreht. Buffering schreit der Computer ihm hämisch entgegen, Natalie Portman riesig und verpixelt im Bild, mit halb geschlossenen Augen. Das Internet, die weite Welt verweigert sich ihm.

Er starrt untätig auf den Bildschirm, Arme und Beine gekreuzt, auf diesem fremden Bett, und Natalie Portmans eingefrorenes Grinsen. Loading Loading Loading. An neuen Orten scheint die Zeit immer langsamer zu vergehen. Irgendwo in der Ferne Sirenen.





Foto: Rüdiger Hains, Wer ist die Schönste...?

Rafael Ayala Paèz

Trilogie – Teil ZWEI

III

La casa que soy

Con esperanza y sin esperanza

siempre volvemos a casa.

JAROSLAV SEIFERT

Esta es la casa de las alegrías perdidas
la casa donde confluyen todas las cosas

Esta es la casa
donde el zumbido del sol se oye
a través de las rendijas de la puerta

Esta es la casa
donde la más profunda noche
gotea de la pared

Esta es la casa de los que a diario olvidamos
donde confluyen todas las cosas.

Das Haus, das ich bin

Voller Hoffnung oder ohne Hoffnung,

immer kehren wir heim.

Jaroslav Seifert

Dies ist das Haus der verloren gegangenen Freuden

das Haus, in dem alle Dinge zusammenfliessen.

Dies ist das Haus

in dem das Summen der Sonne

durch die Türspalten hörbar wird.

Dies ist das Haus

in dem die tiefste Nacht

von den Wänden tropft.

Dies ist das Haus, in dem wir täglich vergessen,

dass hier alle Dinge zusammenfliessen.

© versión en alemán de Claudia Sierich / aus dem Spanischen von Claudia Sierich



IV

Ya nunca más

Ya nunca más oiré tu voz

Ya nunca más miraré tus ojos de pez

Ya nunca más te escucharé rezar

santiguarte en la noche

Ya nunca más te miraré fumar sentada con la mirada perdida

en algún resplandor

Ya nunca más te contemplaré acostada en la hamaca

regar las matas en el patio

Ya nunca más me dormiré a tu lado para espantar los miedos

Ya nunca más te ayudaré atender las sábanas de la cama

Ya nunca más me despertaré con tus pasos al amanecer

Ya nunca más te esperare inquieto tras la puerta de madera

Ya nunca más estrecharé tus suaves manos

Ya nunca más volveremos

a vernos sobre la tierra.

Rafael Ayala Paez (Zaraza, Guarico, 24. April 1988). Studium der Education der Universidad Nacional Experimental Simón Rodríguez (UNESR). Seine Gedichte wurden ins Englische, Deutsche und Französische übersetzt. Gründungsmitglied der kommunalen Netzwerk Writers Zaraza. Veröffentlichungen: El caracol de espuma (Barinas); Letras CCS (Caracas); El Unare (Zaraza)

Claudia Sierich (Caracas, 1963) Literaturübersetzerin, Konferenzdolmetscherin, Dichterin. Aufbaustudium Lateinamerikanische Literatur USB, Caracas. Mitglied aiic, Genf. Zusammenarbeit mit www.forolit.org, Wien. Literarische Werke (Essay, Roman, Dichtung und Schauspiel) sind in ihrer Übersetzung ins Spanische oder Deutsche erschienen.

Nie mehr

Nie mehr werde ich deine Stimme hören

Nie mehr werde ich deine hellen, runden Augen erblicken

Nie mehr werde ich dich beim Beten erleben

oder wie du dich nachts bekreuzigst

Nie mehr werde ich beobachten können, wie du rauchst

während dein Blick sich an einen Glanz verliert

Nie mehr werde ich sehen, wie du in der Hängematte liegst

noch wie du die Pflanzen im Patio giesst

Nie mehr werde ich an deiner Seite schlafen, meine Ängste zu verscheuchen

Nie mehr werde ich dir beim Betten machen helfen

Nie mehr werde ich von deinen Schritten im Morgengrauen geweckt

Nie mehr werde ich dich unruhig hinter der Holztür erwarten

Nie mehr deine weichen Hände an mich drücken

Wie werden uns nie mehr

auf dieser Erde sehen.

© versión en alemán de Claudia Sierich / aus dem Spanischen von Claudia Sierich





Foto: Rüdiger Heins, Lichtprojekt Seidenbach (2)



Warum hörst du mir nicht zu. Ich sags hundert Mal am Tag, aber meine Worte tropfen immer auf den Boden. Gegen die Wand. Oder gegen die Wände. Die, die sich auftürmen. Sowieso nur Beton um mich herum. Grau, ich halts kaum noch aus.

Wenn ich auf den Klorand steige, sehe ich fünfzehn Zentimeter Himmel. Durch das Ding, wozu sie Fenster sagen. Der Abstand von meinem Zeigefinger zu meinem Daumen, wenn ich sie sehr ausstrecke, sind genau fünfzehn Zentimeter. Ich hab das überprüft. Ich schreib die Farbe von dem Himmel auf einen Zettel. Meistens jeden Tag. Farbe ist wichtig. Die eine Hand haben sie mir weiß eingewickelt, das ist ein Farbtupfer. Du Blöde, hat sie gesagt, die Farbe ist nicht weiß, die ist rot. Blut ist rot. Das macht mir Kopfschmerzen, hinter meiner Stirn tobt es. Und wenn hinter dem Weiß die rote Farbe ausläuft? Ich werde noch wahnsinnig. Vor Angst. Warum hörst du mir nicht zu. Hab doch Todesangst. Mein Herz schlägt zu langsam. Ich gehe nur auf Linien. Sonst denken alle, ich sei besoffen. Als ich klein war, hat meine Mutter mich auf dem Balkon gelassen und die Tür zugesperrt. Zuerst war das schön. Habe dem Jungen zugewinkt, der auf dem Balkon gegenüber war. Dann musste ich. Geklopft habe ich, gerufen.

Es war streng verboten, auf den Boden zu pinkeln, aber ich habs trotzdem getan. Meine Hose war nass. Überlegt habe ich, ob ich vom Balkon springe. Dann schimpft sie nicht wegen der nassen Hose und wegen der Lache auf dem Boden. Lieber Gott, habe ich gebetet, lieber Gott, mach, dass sie viel weinen, wenn ich tot bin. Weil ich solche Angst hatte, habe ich mit den Fäusten die Scheibe eingeschlagen. Mehr weiß ich nicht. Aber ich sitze auf dem Küchentisch und ein Mann zieht mir die Splitter aus den Händen. Dauernd fragt er mich, wie das sein kann. Ich rede aber nichts. Du hörst mir doch nicht zu. Splitter sind jetzt eher hinter der Stirn. Vielmals habe ich gebeten, sie heraus zu ziehen, aber die Weißkittelfrau will es nicht. Halt dich lieber gerade, sagt sie, als ob davon die Splitter herausfallen.

Wenn ich eine Liste machen würde, eine Liste von Sachen, die ich nicht tun soll, das würde hundert Seiten geben. Aber ich habe meine eigenen Regeln. Die befolge ich. Wenn ich zu ihr soll, kommt der dicke Graukittel und sagt, ich soll mich beeilen. Das mache ich nicht. Weil die Linie auf dem Boden will, dass ich kleine Schritte mache. Sonst trete ich daneben. Das ist gegen die Regeln. Der Graukittel droht mir mit dem Schlüsselbund. Aufschließen, durchgehen, zuschließen. Beeilung. Dann schaffe ich es nicht, in den Raum zu gehen, in dem die Weiße sitzt. Ich bleib stehen und stelle mir vor, wie mein Bruder meine Hände nimmt. Oder ich habe zwei Brüder und jeder von ihnen fasst eine Hand von mir. Sie lächeln mich an und sehen mir in die Augen. Sie flüstern, komm Kleine, hab keine Angst, du kannst schon laufen, komm in die Arme oder wir machen Engelchen flieg mit dir. Das beruhigt mich und ich mache Flüsterschritte in den Raum. Der ist wirklich grauenhaft. Ich rege mich auf über Geschmacklosigkeiten. Über Pflanzen, die verbittert die Arme fallen lassen. Warum gibst du ihnen kein Wasser? Ich schreie sie an. Auch wegen der Plastikstühle. Wer will auf solchen Stühlen sitzen? Wahrscheinlich hat sie auch Plastik im Kopf. Das macht es billiger. Recycling. Ihr Hirn ist gebaut aus altem Zeug, eingeschmolzen und neu geformt. Damit keiner merkt, dass sie kostengünstig funktioniert. Sie spricht zu mir. Bohrt in mir herum. Warumwarumwarum.

Will wissen, ob ich das Gör vermisste. Hast du nicht gehört, wie sie weint. Hast du sie überhaupt angesehen? Warst du mit einem Kerl in der Disco oder im Bett. Und dein Kind hat geweint. Hunger und Durst. Alles dreckig. Und die Blumen, schreie ich zurück, was ist denn mit den Blumen. Aber

sie hört mir nicht zu. Als Kind habe ich mal Flöte gespielt. Mein Vater wischte sich im rechten Auge, wenn Weihnachten war und ich dann flötete. Und meine Oma zitterte raus: ach, ist das schön, das ist ja wie Weihnachten. So war die. Aber bei all dem, was die Leute sagten im Dorf, sie war doch keine Schlampe. Ich habe sie gefragt, wenn sie mich mit Zuckerstückchen fütterte, was ist denn eine Schlampe. Damals wusste ich das noch nicht. Ich war ja ein unschuldiges Kind. Aber Oma hat mich nicht verstanden, sie war schwerhörig und hat immer nur gesagt, noch ein Zückerchen fürs Zückerchen.

Manchmal durfte ich mit in ihr Zimmer, wo sie schlief. Dann sollte ich mich auf die Bettseite setzen, die meiner Tante gehörte. Bewegen durfte ich mich nicht. Sie hat mit dem Finger gedroht, wenn ich mal zuckte. Ich hab ihr zugesehen, wie sie überall rumkramte. Auch in den Sachen von meiner Tante. Auf einmal hat sie mir gewunken und mir ein Geldstück in die Hand gedrückt. Dafür musste ich sie auf den Mund küssen. Mit dem Drohfinger hat sie auf ihre dünnen Lippen gezeigt und ich habs getan. Sie hat mich aber betrogen, weil das altes Geld war und nichts mehr wert. Mein Vater hat gelacht, als ich's ihm erzählte. Aber er hat mir nicht richtig zugehört und gesagt: umsonst ist nur der Tod. Er log ständig. Das habe ich gemerkt, weil's nicht stimmt. Der Tod ist nicht umsonst. Jetzt habe ich richtiges Geld. Ich trags mit mir herum und hüte es. Weiß ich, ob die hier klauen?

Die Weißkittelfrau hat gefragt, ob ich mich sicher fühle. Darauf habe ich nichts gesagt. Ich wusste ja auch nicht, was sie damit meint. Beschäftigt hat es mich schon. Habe gegrübelt über das Wort, habs die Wand gefragt: fühlst du dich sicher? Die Wand hört mir zu. Gibt aber keine Antwort, auch wenn ich mein Ohr an sie lege. Oder bin ich schon schwerhörig wie meine Oma. Eine Schlampe bin ich ja auch. Aber nur außen, nicht innen. Da befolge ich meine Regeln. Zum Beispiel lüge ich nicht. Eher halte ich meinen Mund, als dass ich Quatsch rede. Sie haben gesagt, ich hätte das Gör geschubst, habe ich aber nicht. Als ich ein Kind war, habe ich mal ein anderes Kind in den Weiher geschubst. Ich kann mich nicht erinnern, aber meine Tante hats gesagt. Obwohl die viel gelogen hat, habe ich es geglaubt. Vielleicht wollte ich sehen, wer stärker war. Oder ich wollte sehen, wer das Kind wieder aus dem Weiher rauszieht. Was die mir jetzt einreden wollen, stimmt nicht. Und wenn sie es mir hundert Mal von dem Papier vorlesen. Ich sags euch: ich hab nicht geschubst. Jeden Buchstaben betone ich. Ich kann auch wieder schreien. Erinnern kann ich mich nicht. An gar nichts. Vielleicht habe ich nur „Engelchen flieg“ gespielt. Wenn ich einen Bruder gehabt hätte, hätte der mich fliegen lassen. Kinder mögen das. Wenn sie die Splitter wegmachen, dann erinnere ich mich. Aber das ist auch umsonst. Weil mir sowieso keiner zuhört.

Christel Wagner. Sie lebt in Mainz und wenn der Fluglärm sie nervt, fährt sie in ihr Bauernhaus im Hunsrück. Sie liebt Gespräche, Rockmusik und Köln. Schreiben gehört zu ihrem Leben, genauso wie ihre Arbeit in einer psychotherapeutischen Praxis.

Foto: Rüdiger Heins, Ruhe



Günter Schneider

Wo bald die goldisch Lichtcha auf Dennespitzen blitzen

„Weßt da noch“: So heißt das erste Buch von Günter Schneider. Der Autor, durch und durch Eifeler, besser Oberscheidweilerer, widmet es dem Dialekt, dem besonderen Humor, den Menschen seiner Heimat, persönlichen Erlebnissen eben: „Weßt da noch“.

Oberscheidweiler. „Ich kam dahin. Wir waren acht oder neun. Die andern Ärzte, Akademiker, studierte Menschen. Und ich komme da als Eifelbauer hin und höre was von Lyrik und Prosa. Da bekommt man Komplexe! Aber nach ein paar Stunden waren wir ein Herz und eine Seele, und wir haben heute noch Kontakt.“

So war das im Mai in Himmerod. Dort hat Günter Schneider ein Schreibseminar besucht. Und jetzt ist sein Buch fertig: „Weßt da noch“ heißt es. Drin stehen Gedichte (Lyrik) auf Platt und Prosa, teils „Hochdeutsch“, teils im Dialekt. Dass er mal ein Buch schreiben würde, hat er gar nicht vorgehabt, allerdings verfolgte ihn die Idee, einfach mal einiges aufzuschreiben: Für die Kinder (sieben), für die Enkel (15), damit nicht vergessen wird, was der Vater und Opa alles so erlebt hat. Letztendlich hat ihm das Seminar in Himmerod und dessen Leiter, Rüdiger Heins, den letzten Kick gegeben.



Günter Schneider, 73, ist zwar im Rheinland geboren, doch sechs Wochen nach seiner Geburt kehrten seine Eifeler Eltern ins Heimatdorf Oberscheidweiler zurück. Der spätere Landwirtschaftsmeister war Geschäftsführer des Maschinen- und Betriebshilfsring Bernkastel-Wittlich und für die CDU in Orts-, Verbandsgemeinde und auf Kreisebene aktiv. 2004 hat er das Bundesverdienstkreuz erhalten. Das Buch „Weßt da noch“ erscheint im Verlag edition maya und kostet 14,80 Euro.

Vergangene Woche kamen dann die ersten Exemplare des Werks per Post zu ihm nach Oberscheidweiler. „Das war schon ein schönes Gefühl“, sagt Günter Schneider. Schon als Landwirt hat er viel geschrieben: in eine Kladde: übers Wetter, die Ernte, über alles, was so im Betrieb passiert ist. Vor einem Jahr hat er dann an der Volkshochschule Bitburg einen Kurs gemacht und gemerkt, das es fürs Texten auch eines Handwerks bedarf: „Was ich vor zwei, drei Jahren geschrieben habe, wenn ich das jetzt lese, arbeite ich es noch mal durch. Der Sinn bleibt, aber anders formuliert.“

Aber Himmerod war entscheidend, den Schritt zum Buch zu wagen. „Ich bin seit Mitte der 90er ein Fan von Himmerod und helfe auch, das wieder aufzubauen. In der Alten Mühle habe ich Gott zur Ehre Eintritt kassiert. Es hat mir sehr leidgetan, dass es den Bach runtergeht. Ich helfe, dass es wieder auf die Beine kommt. Das ist eine geistige Zelle, die muss leben.“ Und Himmerod ist Teil seiner Heimat, die ihm wichtig ist.

Rüdiger Heins sagt über Günter Schneider: „Er trägt ein Stück Eifelgeschichte in sich, die uns Einblicke in eine Landschaft gibt, die sich im Laufe der Jahrzehnte verändert hat. Auch die Eifelbewohner, die er schildert, sind bereits ein Stück Geschichte, die sich lohnt, für die kommenden Generationen aufbewahrt zu werden.“ Und was macht für den so beschriebenen Mann die Heimat aus? „Die Eifel, das ist mein ein und alles. Das zieht sich wie ein roter Faden durch mein Buch. Und der Eifeler, das ist ein Mensch, heimatverbunden, korrekt, etwas konservativ mit einem guten Schuss Misstrauen. Aber wenn er mal Freundschaft geschlossen hat, bleibt das so. Was ich noch

liebe: seinen schönen trockenen Humor.“ Der findet sich auch im Buch. In Geschichten über die Reise nach China oder der Anekdotensammlung „Mir John zo Fooß noa Klausen“. Passend zur Adventszeit kann man „Von drauß‘ vom Walde komm‘ ich her ...“ auf Oberscheidweiler Dialekt nachlesen. Darin blitzen „goldisch Lichtcha“ auf „Dennespitzen“ naturgemäß.

Bleibt noch, den Mann, der gerade seine Leidenschaft für Worte entdeckt hat, nach den Worten zu fragen, die ihn im Leben begleitet haben. Günter Schneider muss nicht lang überlegen: „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück. Denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“

Wir danken dem Trierischen Volksfreund für die Rechte der Veröffentlichung.

Foto: Rüdiger Heins, Vorsorge



Evelyn von Warnitz

Menschlichkeit in unserer Gesellschaft: Macht

Es gibt so Vieles, was von uns Besitz ergreifen kann.

Das Schnurren unserer geliebten Katze, das leise Winseln des geliebten Hundes, das Lächeln unseres Kindes, wenn es zum ersten Mal „Mama“ oder „Papa“ sagen kann, der neue Mercedes vor der Tür, der soeben gekaufte Roman, der Geschmack edlen Mousse au Chocolat auf der Zunge, ein neues Fernsehgerät, das bedruckte Papier mit der Bezeichnung „Geld“, der geliebte oder ungeliebte Job, die Liebe zu einem besonderen Mensch - die Liste an Dingen, Lebewesen, Gefühlen ist unendlich lang.



Foto: Florian Czech, Macht

Doch was geschieht, wenn uns das ein oder andere genommen wird, das in uns Macht ergriffen hatte? Zerschlagen wir daran oder sehen wir es als Herausforderung und Erstarren in der Erkenntnis, daß wir vorerst unser eigenes Ich in uns als Macht erkennen und annehmen sollten, um sich an all den anderen schönen Dingen, Gefühlen, Lebewesen und Menschen für die Zeit, in der diese uns gegeben sind, zu erfreuen und dafür dankbar zu sein.

Was bringt eine totale Machtausübung und das inhumane Verhalten eines Menschen gegenüber seinem Mitmenschen? Erniedrigung, Schmerz und letztendlich in den meisten Fällen das Zerschlagen der menschlichen Beziehung - sei es am Arbeitsplatz, in den Familien oder im Freundeskreis.

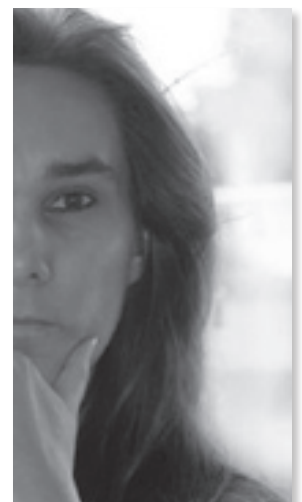
Erinnerungen an einen Spruch meiner Kindheit und Jugend prägen mich noch heute: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen. Auch wenn wir den Umfang der Folgen des von uns Genommenen nicht immer nachvollziehen können, so hat es doch seine Bestimmung.

Wir wissen darum, und doch ist es so oft unsagbar schwer, loszulassen von all dem, was in uns mächtig wurde.

Es sollte eine der wichtigsten Aufgaben unseres Lebens sein, sich lösen zu können, wenn der Tag des Abschieds kommt, und frei von Bestimmung und Macht zu sein, um den Selbstentfaltungsprozeß zur Reife gelangen zu lassen.

Frei von Macht.

Evelyn von Warnitz wurde am 18. Juli 1967 in Darmstadt geboren und arbeitet als Ghostwriterin. Nach langjähriger Tätigkeit als Vorstandssekretärin und Verlagsangestellte schreibt sie seit einigen Jahren Romane und als Ghostwriterin über die Thematik soziale und humane Ungerechtigkeit. Sie lebt in Gernsheim am Rhein. Kontakt: vonwarnitz@yahoo.com



Ingritt Sachse

vergessene landstriche die wir begehen

gedichte aus der traumzeit

erschienen im ATHENA-Verlag Oberhausen
edition exemplum

1. Auflage 2012, 108 Seiten, ISBN: 978-3-89896-505-7
21,00 SFr - 11,90 €



Ingritt Sachse (*1946 in Bremen) lebt und arbeitet als Psychotherapeutin in Bonn. Ihr erster Lyrikband »in schattengängen streut licht« erschien 2011.

Leseprobe

eiscafé polare

in eiscremetüten langen zungen über
schaumkirschlippen streichen schneemusträume in
barocke gaumenhöhlen ausge-
flockte sahnehauben schmelzen schnee-
kristalle eisbärn kugeln winter-
fell im packeis erste blumen

Rüdiger Heins im Gespräch mit Ingritt Sachse

eXperimenta: Frau Sachse, im Herbst ist ihr zweiter Lyrikband „vergessene landstriche die wir begehen“, im Athena Verlag erschienen. In ihrem Hauptberuf sind sie Psychotherapeutin. Wie sind sie bei diesem Beruf zur Dichtkunst gekommen?

Ingritt Sachse: Das Schreiben hat mich eigentlich immer begleitet. Eine zeitlang schrieb ich Geschichten für meine Neffen und Nichten, dann waren es mehr Beobachtungen, die ich notierte. Vieles kam an Eindrücken aus der Praxis. War zunächst Prosa, die dann zunehmend kürzer wurde und dichter. Das Schreiben ist für mich auch eine Durcharbeitungsmöglichkeit von therapeutischen Themen.

eXperimenta: Wann haben sie eigentlich bei ihrem anstrengenden Beruf Zeit zum dichten?

Ingritt Sachse: Ich nehme mir die Zeit. Mitunter ist es auch eine ausgefallene Therapiestunde oder schnelles Notieren im Café oder Stehcafé. Das Schreiben und Dichten hilft mir, meinen Beruf auszuüben.

eXperimenta: Gehört das Dichten auch zu ihrer therapeutischen Arbeit?

Ingritt Sachse: Weniger das Dichten als das Arbeiten mit inneren Bildern – sowohl denen der Patienten als auch meinen. In der Regel ergänzt sich beides ganz gut. Manchmal haben Patienten Zugang zu Gedichten, die dann auch in die Therapie mit einbezogen werden, oder sie schreiben Texte, die unter Anderem schon auf eine weitere Entwicklung hindeuten können, wie es Träume unter Umständen auch tun.

eXperimenta: Könnten sie sich vorstellen, Schreiben als therapeutisches Instrumentarium einzusetzen?

Ingritt Sachse: Das mache ich zum Teil, wenn ich den Eindruck habe, es passt und es könnte für einen Verstehens- oder Klärungsprozess hilfreich, bereichernd sein.

eXperimenta: In ihren Gedichten bauen sie Miniaturen auf, die mit wenigen Worten Geschichten erzählen. Was beabsichtigen sie mit dieser Dramaturgie?

Ingritt Sachse: Da steckt für mich überhaupt keine direkte Absicht dahinter, es ist wohl meine Art, es zu tun.

eXperimenta: Mir fällt auf, dass sie in ihren Gedichten nichts erklären. Sie geben dem Leser keine Gebrauchsanweisung mit. Hat das einen besonderen Grund?

Ingritt Sachse: Ich bin nicht darauf gekommen, dass es dafür eine Gebrauchsanweisung geben könnte oder müsste. Im übrigen gibt es schon so viele Gebrauchsanweisungen, die keiner versteht. Zum Teil mögen sie nützlich sein. Aber im Grunde mag ich keine. Außerdem ist es ja so, dass es meine Bilder sind und beim Leser, bei der Leserin vermutlich ganz andere entstehen. Ich rege an, ich gebe nicht vor.

eXperimenta: Das architektonische Gebilde ihrer Lyriken erinnert an amerikanische Vorbilder, wie Allen Ginsberg oder Anne Waldmann. Gibt es bei ihnen Berührungspunkte zur amerikanischen Dichtung?

Ingritt Sachse: Da gibt es überhaupt keine, aber ich nehme das als Anregung mit.

eXperimenta: In ihren Versen dringen ganz stark autobiografische Augenblicke durch. Dient ihnen Dichtung auch als Quelle der Selbstwahrnehmung oder besser noch, der Selbstheilung?



Ingritt Sachse: Eher als Klärung, als Bewusstmachung. Es dient dem Verstehensprozess und der Auseinandersetzung mit bestimmten Themen, die ich von überall hernehme, auch aus meiner eigenen Geschichte. Auf jeden Fall hat es mit Selbstreflexion zu tun.

eXperimenta: Sie sprengen den Rahmen der Interpunktion – auffallend ist ihr unkonventioneller Einsatz der Doppelpunkte. Welche Absicht verfolgen sie damit?

Ingritt Sachse: Das mit dem Rahmensprengen ist mir nicht wirklich so bewusst gewesen, passt aber durchaus zu mir.

Mit dem Setzen eines Doppelpunktes verfolge ich schon eine Absicht, zum Beispiel im Sinne eines „Stopp“ und „Achtung“, um den Leser eigens aufmerksam zu machen auf ein Wort, auf die Doppeldeutigkeit eines Wortes vielleicht. Allerdings muss ich sagen, dass es mir inzwischen zu viel Doppelpunkte werden und ich mir etwas anderes einfallen lassen möchte.

eXperimenta: Ihre Gedichte vermitteln beim Lesen den Eindruck von Klängen, die sich zu zarten Melodien entwickeln. Hören sie diese Klänge beim Dichten?

Ingritt Sachse: Ich glaube, dass diese Klänge irgendwo vorhanden sind, aber ich höre sie eigentlich erst, wenn ich den geschriebenen Text laut lese. Dann verändere ich Worte oder Zeilen, bis der Klang aber auch der Rhythmus für mich stimmt.

Ich bemerke auch immer wieder in der Zusammenarbeit mit Musikern, in der Vorbereitung für Lesungen, dass diese zu meinen Texten relativ leicht musikalisch Zugang bekommen.

eXperimenta: Arbeiten sie im Augenblick an einem neuen Projekt?

Ingritt Sachse: Ich verfolge zwei weitere Pläne in Sachen Lyrik. Sie sind noch zu sehr im Werdensprozess, als dass ich mehr dazu sagen möchte.

eXperimenta: Vielen Dank für das Gespräch!

Ingritt Sachse: Ich bedanke mich auch, es war anregend, über vieles nachzudenken.



Foto: Hans-Jürgen Buch, Orchidee

Von saufenden Senioren und geprägten Gedächtnissen

Man nehme einen fetten Mann in den Achtzigern, im Winter des Lebens. Nennen wir ihn einfacherweise Herrmann, denn das ist ein alter stolzer deutscher Name und der Alte ist ein stolzer deutscher Alkoholiker! Sein Leben lang hat er gesoffen, bis sein Bauch fast platze und er schwemmte auf, sodass er am Ende Jabba the Hut aus der Spielfilmreihe Star Wars ähnlich sah. Das wäre ja nicht das Schlimmste, ist das ja nur sein Problem. Das Dumme war nur: Man füge Herrmann eine Ehefrau (Christiane, die nicht mutig genug ist, vor ihm zu fliehen), zwei Töchter (Margarete und Liselotte) und einen Sohn (Klaus-Jürgen) hinzu und rühre gut um. Durch die Passivität und das Desinteresse der Mutter, kann Herrmann nun seine Töchter misshandeln, mit Schlägen, Prügeln und Drohungen – etwa wollte er Margarethe mit einem Hammer den Kopf einschlagen, nachdem er eine Pfanne mit diesem edlem Werkzeug traktiert hatte, als die 10-jährige Tochter in jenem Kochgerät ein Schnitzel hat verbrennen lassen – während Klaus-Jürgen sich verängstigt in sein Zimmer verzieht.

Nun handelt es sich bei dieser Familiensituation, die stellvertretend für viele Alkoholikerfamilien stehen könnte, schon um eine Reihe eindringlicher Taten, die sich nahezu in das Gehirn der Opfer einprägeln. Das ist es auch, wie ich eine eindringliche Tat hier schon anhand dieser Exposition definieren möchte. Denn um das Thema der eindringlichen Tat soll dieser Essay sich drehen, sprich, an Beispielen der herrmann'schen Familie sollen Aufbau, Stärken, Schwächen, Vor- und Nachteile von eindringlichen Taten erläutert werden.

Hier handelt es sich schon um eine eindringliche dauerhafte Situation, aus der viele eindringliche Taten resultieren, die meist von Herrmann ausgehen. Dabei nähern wir uns der angespielten Definition: Die Tat ist keine lang andauernde Situation, sondern eine relativ kurze Handlung. Eine Handlung selbst kann dabei aktiv und passiv – wie das Erdulden der Mutter – sein, während die Tat automatisch aktiv ist. Diese kurze aktive Handlung hat jedoch weitreichende Folgen, denn sie ist eindringlich. Dies können einfache veränderte, neue Situationen sein, Verletzungen, Heilungen oder auch psychische Folgen – wie sie hier alle Familienangehörigen wohl in negativer Form davontragen. Die eindringliche Tat also muss sich in das Gehirn der Betroffenen einprägen. Warum prägen? Meist handelt es sich, ob die Tat nun negative oder positive Folgen hat, um einen Akt, der in seiner erhöhten Intensität, so enorm starke Gefühlsregungen hervorrufen soll, dass es einem Gewaltakt gleicht, denn mit Gewalt dringt die Tat heftig und ungefragt in das Bewusstsein des Betroffenen ein. Jede eindringliche Tat – dazu gehört für den Betroffenen auch der Gewaltakt selbst – dringt also gewalttätig in die Psyche ein und hinterlässt dort einen heftigen, lange, vielleicht ewig bleibenden Eindruck. Dies kann nun gut oder schlecht sein. Meistens jedoch wird die Tat eher schlechter Natur sein, worauf wir aber später noch zurückkommen.

Zuerst kehren wir zurück zur herrmann'schen Familie. Wie wir am Anfang schon bemerkt haben, ist Herrmann inzwischen um die achtzig Jahre alt, fett, leidet an allerlei körperlich Schäden, durch den Alkoholkonsum – es grenzt schon an ein Wunder, dass er überhaupt noch lebt – und bereut nichts.

Wie es oft bei negativen eindringlichen Taten ist, müssen diese totgeschwiegen werden, nicht nur gegenüber der Außenwelt, um den eigenen Ruf zu wahren, sondern auch innerhalb der Familie, um eine erzwungene Harmonie aufrecht zu erhalten. Totschweigen zum Leben erhalten! Denn oft, wenn negative eindringliche Taten psychische Folgen haben, dürfen die nicht nach außen gekehrt werden, das Potential der Tat darf in solchen Fällen nicht anerkannt werden. Dieses

Unterdrücken der eingedrungenen Macht verstärkt noch meist deren Wirkung. Denn die Tat wurde ja intensiv genug eingepreßt, sodass sie, um verarbeitet zu werden, genügend Aufmerksamkeit braucht, etwa durch Kommunikation, Therapie, Feiern, Rache, Ausgleich, Belohnen etc. Wenn dies nicht erfolgen kann, wie in unserem Beispiel, so wächst zwar nicht die Tat selbst – denn sie ist schon vorbei, sie ist, was sie ist –, aber die Ausmaße in Psyche und Gedächtnis wachsen durch fehlende historische und psychische Auf- und Verarbeitung. Die Tat wird im Nachhinein im Kopf noch eindringlicher! Eindringliche Ignoranz!

So steigert sich das Potential bis irgendwann die eingedrungene Tat die Folge hat, dass eine weitere ebenso eindringliche Tat nach außen dringt. Gibt es bei der Aufarbeitung kein Problem, so muss die Reaktion nicht bindend eindringlich sein, aber sie kann. Um ein anderes Beispiel zu bemühen: Wenn der Nachbar eine Katze vergiftet, kann das für deren Besitzer eine eindringliche Tat sein. Bringt er nun eine Anzeige wegen Sachbeschädigung zu Papier, mag die Reaktion für den Nachbar nicht unbedingt eindringlich sein. Tötet man aber aus Rache das Kind des Nachbarn, so könnte diese Tat sogar noch eindringlicher sein, als die Katzenvergiftung – vielleicht.

Gibt es bei der Aufarbeitung der eindringlichen Tat aber Probleme und Hindernisse, wie unter Herrmanns Patriarchat, um zum eigentlichen Beispiel zurückzukommen, wird der unvermeidliche Ausbruch, also der kleine Tropfen, der das Alkoholfass zum Überlaufen bringt, ebenso eindringlich für alle Beteiligten sein. In unserem Fall verläuft das zur Veranschaulichung so: Margarethe hat inzwischen einen Sohn, der ungerne ein Blatt vor den Mund nimmt, rebellisch ist und andere Autoritäten, außer der eigenen, hasst – nennen wir ihn Jürgen-Konrad. Margarethe pflegt außerdem ihren Vater eine Zeit lang und unterstützt seine Frau bei Erledigungen, da diese im Alter mit dem jähzornigen, saufenden und pflegebedürftigen Greis überfordert ist.

Der Leser könnte fragen, warum überhaupt eines der Kinder nach den eindringlichen Taten noch mit den Eltern zu tun haben möchte?! Das ist wie so vieles hoch unlogisch, weswegen wir es so akzeptieren für unsere Geschichte, aber ich will mich um einen Antwortversuch nicht drücken: Wir können spekulieren, dass der psychische Schaden der Kinder, der kaum verarbeitet wird, auch in Minderwertigkeitskomplexe und dem Bedürfnis ausufert, vielleicht jetzt die gute elterliche Behandlung zu erfahren.

Philip J. Dingeldey, geboren 1990, studiert an der Universität Erlangen-Nürnberg die Fächer Geschichte und Politikwissenschaft. Als freier Autor schreibt er für verschiedene regionale und überregionale Zeitungen und Magazine. Seit Oktober 2011 ist er Mitglied der Nürnberger Autorengruppe „Die Schreiberlinge“. Verschiedene seiner lyrischen und epischen Schriften sind in Publikationen namhafter Verlage und Literaturzeitschriften erschienen. 2012 erschien sein Erzählband „Koitus mit der Meerjungfrau“ im Digitalverlag Großbrosseln.

Doch zurück zur konkreten Handlung! Nachdem die Eltern also immer mehr von Margarethe nehmen, ohne etwas zurückzugeben, auch keine Entschuldigung, kommen Zweifel auf. Auch Jürgen-Konrad erfährt davon und kennt inzwischen die Familiengeschichte, die er in Abwesenheit von Herrmann und Christiane erfahren durfte/musste. So kommt es beim Jungen zu vielen eindringlichen Impulsen. Hier sind wir beim nächsten Charakteristikum der eindringlichen Tat angelangt. Sie kommt nicht von irgendwoher. Damit es zu einer Tat kommt, die sich einprägen kann, muss es eine eindringliche Vorgeschichte geben, die ebenso intensiv und gewalttätig im Kopf erscheint, aber nicht die Kürze und Aktivität einer Tat hat, sondern lange, vielleicht auch langsam und passiv zugeführt wird. Diese gibt es mindestens beim Täten, manchmal auch bei Betroffenen. Jürgen-Konrad erfuhr also von der Familiengeschichte, die nach und nach einen bleibenden, tiefen Eindruck hinterließ. Es weckte auch starke Emotionen, durch die Liebe zur eigenen Mutter und dem daraus wachsenden Hass gegen den saufenden, böartigen und herrschaftlichen Großvater. Denn generell muss für die Intensität der eindringlichen Tat diese selbst, ihr Vor- und Nachspiel emotional heftig aufgeladen sein.

Durch diese emotional-eindringliche Einleitung Jürgen-Konrads setzt der sich über die Bitten von Onkel und Tante hinweg, die Sache ruhen zu lassen, und sucht den Großvater auf, um diesen zu sagen, was der Enkel weiß und was für Abschaum der Alte – und nebenbei bemerkt auch die passive Christiane – seien. Es ist ostentativ, dass diese Tat für alle sehr eindringlich ist. Daran soll nun die

Wirkung und die Bewertung einer eindringlichen Tat erläutert werden: Herrmann und Christiane regten sich unglaublich auf. Unfähig sich am Ende des Lebens eingestehen zu müssen, alles falsch gemacht zu haben und miserable Eltern zu sein, wird die Schuld auf Tochter und Enkel projiziert.

Die enorme geäußerte Empörung, die jedoch unterbewusst einem Schuldeingeständnis gleich kommt, hat eben dadurch einen eindringlichen Charakter, der sogar so weit geht, dass Herrmann einen Herzinfarkt erleidet, jetzt, da seine Fassade der stabilen Familie von dem kalten Jungen zerrissen wird. Ein Junge, der den Richter mimt, über einen alten Kerl – näher am Tod als am Leben –, um ihn zu verurteilen, ihn, der sonst über seinen Wanst hinweg alles und jeden prozesslos verurteilte.

Hier wird die eindringliche Tat eindeutig negativ konnotiert. Die Intensität reicht aus, dass Margarethe und Jürgen-Konrad den Kontakt zu den (Groß-)eltern beenden. Bei Mutter und Sohn ist die Wirkung auch extrem intensiv, aber positiv konnotiert. Die Mutter empfindet die eigene Befreiung und Aufarbeitung der alten Taten und Freude über die Solidarität des Sohnes. Denn auch die Bearbeitung von einer anderen eindringlichen Tat kann für einen selbst zu einer solchen werden. Die Reaktion von Mutter und Großeltern und der Befreiungsschlag wirken für Jürgen-Konrad sehr eindringlich, denn mit der eigenen Courage drang er tief in sich ein und brannte die Handlung in sein Erinnerungsvermögen.

Eine Mischung in der Bewertung nehmen Liselotte und Klaus-Jürgen ein. Beide kritisieren die Tat, da sie das Ganze lieber ruhen ließen und selbst damit fertig werden möchten, nun aber der ins Wasser gefallene Stein seine Kreise und Krise an ihr einsames Inselufer zieht und sie so die Vergangenheit wieder aufkommen lassen müssen, wenn ihre Eltern sie belästigen mit fassungslosen Fragen und endlosen Empörungen. Wohlgemerkt ist Liselotte vor langer Zeit weit weg gezogen, auch um Abstand vom Vater zu bekommen. Die Distanz mindert die Intensität, die Eindringlichkeit, doch selbst hier vermag eine Tat einzudringen. Am Wirkungskreis der Tat, lässt sich die plurale Eindringlichkeit erahnen. Insgeheim ist aber eine gewisse Genugtuung bei Liselotte und Klaus-Jürgen zu spüren, über die Offenlegung, eine eigene leichte Befreiung, die für sie übernommen wurde, ohne dass sie selbst verantwortlich sind für die Folgen, wie den Infarkt. Daraus lässt sich also nicht sagen, ob die eindringliche Tat des Enkels nun eine gute Eindringlichkeit darstellt oder eine schlechte. Für einige ist sie gut, für andere schlecht.

Da Konflikte emotional sehr aufgeladen sind, erscheinen hier eher eindringliche Taten und diese haben meist für die unterschiedlichen Konfliktparteien unterschiedliche Wirkungen. Wir haben sozusagen zwei Seiten einer Medaille. Dies ist keine moralisch-ethische Frage. Auch könnte man diskutieren, ob es moralisch richtig ist, dem alten Mann dies vorzuhalten – der Denkende wird zum Ergebnis kommen, dass Alter nicht vor Konsequenzen schützen sollte –; aber vorrangig war hier eher die Frage, wie die Tat in der Situation bei wem emotional – und nicht moralisch – aufgenommen, beziehungsweise eingepreßt wird. Da negative Ereignisse aber meist in der Psyche eine größere Wirkung und Prägung haben, ist zu vermuten, dass eindringliche Taten im Kopf des Betroffenen eher negativ empfundene Taten sind, da diese eindringlicher erscheinen.

Die unterschiedliche Ausprägung der Eindringlichkeit führt uns schon zur nächsten Frage: Ab wann haben wir eine eindringliche Tat vorliegen und wie lassen sich eindringliche Taten in ihrer Intensität bemessen? Jürgen-Konrads Aussprache war für die Großeltern eindringlicher, als für Onkel und Tante, hat aber auch zu eben diesen ihre Kreise gezogen. Zur ersten Frage wo die Grenze einer normalen zur eindringlichen Tat sei, kann man nur sagen, dass wir das nicht wissen können. Empirisch lässt sich die Eindringlichkeit als Faktor nicht bemessen oder errechnen. Es ist ein emotionaler Vorgang! Wenn die Emotion des Betroffenen die Tat gefühlstark genug wahrnehmen und eindringen lässt, kann es eine eindringliche Tat werden.

Schottet der Betroffene sich gefühlsloser ab, kann die Wirkung nicht eindringlich oder weniger stark sein. Manche Taten haben dabei natürlich ein besseres Potential als andere, aber vornehmlich hängt es von der eigenen Wahrnehmung und Bewertung ab. Kommen wir noch einmal zum Beispiel der vergifteten Katze. Wenn ich meine Katze liebe, die der Nachbar tötet, wird die Tat eindringlich sein. Bin ich an das Tier nicht emotional gebunden, sondern halte es etwa nur am Bauernhof, um Mäuse und Ratten vom Hof fernzuhalten, wird der Mord weniger eindringlich und emotional wahrgenommen, das Tier hatte einen rein rationalen Nutzen, der genommen wurde und der ersetzt werden muss. Das ist dann zwar unangenehm, aber nicht eindringlich. An diesen beiden Wahrnehmungen kann man sehen, wie intensiv die gleiche Tat wahrgenommen wird. Die Eindringlichkeit – das konnten wir bei Liselotte und Klaus-Jürgen sehen – sinkt mit der Distanz zur Tat; sie kann jedoch auch, je nach Stärke und Emotion der Betroffenen, eine hohe bis nukleare Strahlkraft besitzen.

Wir können ergo resümieren, dass wir nicht resümieren können. Wie es sich für einen anständigen Essay gehört, nimmt auch dieser die Vollständigkeit nicht für sich in Anspruch, hat einige Facetten der eindringlichen Tat aufgedeckt, die jedoch sehr vage bleiben müssen, durch ihre fehlende Messbarkeit und starke Abhängigkeit vom Subjekt. In diesem individuellen gewirrten Gefühls-Geschwabbel wurde versucht, die eindringliche Tat darzulegen, anhand der herrmann'schen Familie, die uns so ans Herz gewachsen ist. Vielleicht sollte ich hier noch einwenden, dass Parallelen zu realen Personen weder zufällig noch beabsichtigt, sondern unvermeidlich sind, damit dieser Text selbst nicht für manche zur allzu negativ eindringlichen Tat wird. Die wichtigsten Elemente der eindringlichen Tat sind also: eine einprägende Intensität in Psyche und – eventuell auch kollektivem – Gedächtnis, in einer kurzen, aktiven Handlung, meist in einem Konfliktfall, unterschiedliche und nicht messbare Konnotation und oft verbunden mit einem gewissen Mut des/r Tätigen. So können wir sagen, dass nur wenig gilt, aber vieles möglich ist. Aber: Manchmal sind es die kleinsten Taten, die die eindringlichste Wirkung erzielen!

Foto: Rüdiger Heins, Abgestellt



Brigitte Lauterberg

Buchankündigung: „Hab keine Angst“

Das Krebstagebuch von Brigitte Lauterberg

Unser Redakteur Bastian Exner über das Buch:

Brigitte Lauterberg starb im Oktober 2006 an Krebs. Auf Grundlage ihrer Tagebucheintragungen entstand dieses Buch, das von ihrem Ehemann Robert und ihrer Schwägerin Ulrike verfasst wurde. Es erinnert vor allem an die letzten, von der Krebserkrankung geprägten, Jahre in Brigittes Leben.

Ankündigung des Traumstunden-Verlages, Brigitte Wisniewski:

Zusammen mit seiner Schwägerin Ulrike Lauterberg schuf Robert Lauterberg aus den Tagebuchaufzeichnungen seiner inzwischen verstorbenen Frau ein Buch, das ebenso wichtig wie bewegend ist. Und das auch nach dem Tod der Autorin immer noch ein gutes Werk tut, denn wie es ihrem Wunsch entsprach, spenden die Herausgeber ihre gesamten Honorare an Einrichtungen der Krebshilfe. Tun auch Sie ein gutes Werk mit dem Erwerb dieses Buches, das sich durchaus auch zum Verschenken eignet!

Vorwort von Ulrike Lauterberg:

1985 lernte ich Brigitte kennen. Sie wurde meine Schwägerin. Brigitte erstaunte mich mit ihrer unverblühten und ehrlichen Offenheit. Sie nahm selten ein Blatt vor den Mund und kritisierte negativ wie positiv, sprach das aus, was andere nur dachten. Ich lernte diese Art zu schätzen, wie auch ihren köstlichen Humor. Sie war eine sehr herzliche Person, die voller Lebensfreude und Willensstärke mitten im Leben stand. Daß sie tatsächlich über Kräfte und einen starken Willen verfügte, konnten wir in den Jahren 2004 bis 2006, immer wieder feststellen. Sie wußte, daß ich Hobbyautorin bin und eines Tages sagte sie: „Du Ulrike, stell dir vor, ich schreibe jetzt alles über meine Krankheit auf. Das tut gut, vor allem aber entlastet es mich und nimmt etwas von meiner Angst und dem starken Druck.“ Ich war begeistert und bot ihr spontan an, bei der Überarbeitung zu helfen. Nach ihrem Tod überreichte mir ihr Mann Robert all die handgeschriebenen Notizen, sowie ein kleines Tagebuch. „Ulrike soll das bekommen, wenn ich nicht mehr bin“, hatte sie oft gesagt, ich erfuhr es erst nach ihrem Tod. Als ich ihre Notizen entgegennahm, war ich gerührt und stolz. Ich folgte ihrem Wunsch und schrieb das Tagebuch fertig, ergänzte und beendete es gemeinsam mit Robert und ich hoffe, daß Brigitte mit dem Ergebnis zufrieden ist. Mir fiel es nicht immer leicht und ich war oft betroffen oder berührt, wenn ich ihre Gedanken las. Aber hier und da schmunzelte ich und sah sie oft lebhaft vor mir. Dieses Buch war ein Teil ihrer Hoffnung, Anderen damit etwas vermitteln zu können, selbst wenn es nur dazu führt, sich mit dem eigenem Sterben auseinanderzusetzen oder zu begreifen, daß Gesundheit tatsächlich das höchste Gut des Menschen ist. Es ist persönlich und ehrlich und eine schöne Erinnerung an einen besonderen Menschen.

Im Sinne von Brigitte Lauterberg, geht der Erlös an die Bayrische Krebsgesellschaft e.V., Kto. Nr.: 72512 BLZ: 700 202 70 bei der Hypo-Vereinsbank München.

Kennwort: Brigitte Lauterberg.

Im Internet gibt es eine Gedenkseite für Brigitte, die weiterhin gepflegt wird.

www.brigittelauterberg.de

Hrsg. Robert und Ulrike Lauterberg



„Hab keine Angst“

*Das Krebstagebuch
von Brigitte Lauterberg*

Traumstunden Verlag

Traumstunden Verlag Essen
www.traumstunden-verlag.de
Britta Wisniewski
Verlegerin

Das Buch „Hab keine Angst“ von Brigitte Lauterberg, Hrsg. Robert Lauterberg,
ISBN: 978 -3 -942514-03-3 kann zum Preis von 15,95 Euro bezogen werden.

Schlußbemerkung:

Brigitte hatte ihr Krebstagebuch in der alten Rechtschreibung verfaßt!

Wir haben bei der Aufbereitung und Überarbeitung sowie beim Lektorat darauf geachtet, daß das respektiert wurde.

Sollten wir doch einmal etwas übersehen haben oder sich ansonsten Rechtschreibfehler eingeschlichen haben, bitten wir, dies zu entschuldigen.

Puchheim, im Mai 2007

Als Brigitte Wisniewski mit dem Traumstunden Verlag Essen die 3. Auflage dieses Buches übernahm, versprach sie dem Herausgeber, Herrn Robert Lauterberg, das Buch in der Art weiter zu publizieren, in der es in den ersten beiden Ausgaben erschienen ist! Diesem Wunsch trägt sie bis heute Rechnung. Somit wurde auch bei der Erstellung des ebooks die größtmögliche Sorgfalt auf den Erhalt des Originaldokuments gelegt. Auch beim ebook gehen sämtliche Autorenhonorare an die Bayrische Krebsgesellschaft, der Kauf dieses Werkes stellt somit eine indirekte Spende dar. Wir danken für Ihre Unterstützung!

Essen, Juli 2012

Die eXperimenta ist ein kostenloses Magazin. Das ist auch gut so. Schließlich wollen wir die Freude an guter Kunst mit möglichst vielen Menschen teilen. Leider lebt es sich aber auch für uns ohne Geld eher schlecht als recht. Sollten Sie unsere Arbeit für wichtig halten und gleichzeitig einige wenige Euros entbehren können, würden wir uns über eine kleine Spende sehr freuen. Auch ein Sponsoring würden wir durchaus begrüßen.

**Bankverbindung:
ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank Konto: 295 460 018 BLZ: 551 900 00
Verwendungszweck: »Spende eXperimenta«**





Foto: Rüdiger Heins, Verstehen

Sati(e)risch Reutemann

diktatur der ereignisse

wir stecken fest in diesem
desaster aus euroschlamassel
beschissenen tagen
rechtsradikalen dönerkillern
durchlobbyierten politikern
einer bundesmuzzi der das charisma
in ihren vielen hosenanzügen
& fettnäpfchen stecken bleibt
wenn sie je eines hatte
den plagiierten dokortitlern
den politdurchstechern aus bayern
bei den medienorganen
den weißwursthorstis
der systembankrott ist nicht mehr aufzuhalten
die blicke über den tellerrand
gelten als unprofessionell
fürs benzin den fortbewegungsstoff
& die fastfoodfresser
müssen nicht erst seit gestern
die regenwälder brennen
irgendwie sind wir alle schuldig
an diesem täglichen chaos
weil wir uns zu viel gefallen lassen
von den mächtigen dem großen zaster
der alles bestimmt
dem wir uns gezwungener maßen alle unterwerfen
wer das nicht will
kann ja den schierlingsbecher saufen

da hilft kein hand auflegen
auch kein yes we can
die politfiguren wirken präntentiös
sind die hofschranzen der großen knete
das globale dorf ist doch nicht so dörflich
wie es scheinen soll
man gibt sich schmallippig
täuscht & betrügt die menschen
mordet die völker
setzt sich pappnasen auf
lässt sich mit peanuts abfüttern
zwischen tollywoodsirenen & klarsichthüllen
mit rentenerhöhungen von 1 %
da zeigt sich das wahre charisma
auf sparflamme
wie toll

Fritz Reutemann (*1947 in Lindau) Sozialarbeiter, Schriftsteller, Lyriker, Poet und Texter. Erste Veröffentlichungen 1969. Wichtige Projekte mit Jazzmusikern wie Wolfgang Lackerschmid (Vibes) und Künstlern sind Ausdruck seiner Vielseitigkeit. Er ist 2. Sprecher des VS (Region Bayerisch-Schwaben) im Verband deutscher Schriftsteller. Außerdem Mitinitiator bei der Organisation des Irseer Pegasus in der Schwaben-Akademie Irsee seit 1998. Er ist Mitglied der Künstlervereinigung DIN 4.

Fritz Reutemann versteht sich als politischer Dichter ohne den moralisch erhobenen Zeigefinger.

Bibliographisches: Portrait 1972, Urula & Lyrisches 1995 Julian Verlag, Wilde Gedichte 2001 Geist Verlag, Hängt den Frieden höher 2003 Verlag Signathur Schweiz, Veröffentlichungen in unzähligen Anthologien und Literaturzeitschriften

bereits erwähnten Minnegesang zu finden sind. Giacomo da Lentino war am Hofe Friedrichs II. ein Notar. Die Quellen besagen, dass er für die Lehensverträge, aber auch für die Verfassung der königlichen Privilegien zuständig war (Schrott: 393).

Vermutlich sind von den 22 überlieferten canzoni, die den Namen da Lentino tragen, etwa 12 mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf dichterisches Schaffen zurückzuführen. Giacomo da Lentino gilt für die Literaturwissenschaft (vergl. Meid 2000: 843) als der Schöpfer dieser äußerst musikalisch anmutenden Form der Dichtkunst. Die daraus entstandene „Sizilianische Dichterschule“ setzt sich intensiv mit der Form des Sonetts auseinander und trägt diese Technik des Dichtens in den benachbarten europäischen Sprachraum. Auch Dante Alighieri, Dichter „Der göttlichen Komödie“ gehört zu den bedeutenden Vertretern der „Sizilianischen Dichterschule“.



Foto: Rüdiger Heins

Die Liebe ist eine Begierde die im herz entsteht
durch ein übermaß an glück und seligkeit –
man könnte sagen dass sie zuerst vom aug ausgeht
und das herz ihr nahrung gibt in sonderheit
Ich weiß zwar dass es manchmal auch so geht
dass man sich blind verliebt für eine zeit
doch die wahre liebe um die es sich hier dreht
bedingt eben das element der sichtbarkeit

Denn die augen sehen für das herz
sie sehen alles – sei es gut nun oder sei es schlecht
im rechten licht und wie es wirklich ist
und das herz dabei denkt rückwärts:
es fühlt's begehrt's und pocht dann auf sein recht
das konterfei zu sehen wie eh ein – nominalist

Giacomo da Lentino

In diesem Sonett von Giacomo da Lentino finden wir bereits die Grundlagen des Sonetts, die bis auf den heutigen Tag, mit geringfügigen Abwandlungen, ihre Gültigkeit bewahrt haben.

Francesco Petrarca (1304–1374) verbreitete in seiner Gedichtsammlung Canzoniere (1370) die Form des Sonetts im damaligen Europa. Die Folge davon war eine Unmenge an Adaptionen dieser lyrischen Ausdrucksweise auf der internationalen Ebene mittelalterlicher Dichtkunst.

Im deutschsprachigen Raum wurde das Sonett zu Beginn des 17. Jahrhunderts insbesondere durch Martin Opitz (1597–1639) eingeführt. In seinem 1624 erschienenen Werk: „Buch der deutschen Poeterey“ setzt er sich für die Durchführung einer metrischen Reform ein, bei der Wort- und Versakzent miteinander im Einklang sind. Seine poetischen Reformen haben bis zum heutigen Tag ihre Gültigkeit behalten, so auch das Sonett, dem er eine klare Struktur zugeschrieben hat. Mit seinem ausgeprägten Formbewusstsein für das Sonett hat er viele Liebhaber für diese Dichtkunst gewinnen können.

Das lyrische Formgebilde des Sonetts

Ein Sonett hat immer vierzehn Zeilen, wobei die Grundform aus zwei Quartetten und zwei Terzetten besteht. In der Regel sollen die einzelnen Zeilen eines Sonetts elfsilbig sein.

Am Beispiel des Regenbogen Sonetts von Rose Ausländer werde ich die Quartette und Terzette, auch im Bezug auf ihre Reimdynamik, näher erläutern.

Du legst dein Licht in allen Farben
um meine weiße Einsamkeit.
Ich fühle sie an meinen Narben
wie Balsam einer leichten Zeit.
Die Rosen starben meinem Leben,
das sich verschloß vor jeder Hand.
Da kommt dein reines, reiches Geben
in mein verschollnes Trauerland.
Du krönst mein Leid mit Sterndemanten,
und Sonnen deiner jungen Glut
entzünden wieder rot mein Blut.
So ist vielleicht das Blühn entstanden:
Von Gott geküßt, im Ding entbrannt,
und von den Engeln Licht genannt.



Foto: Rüdiger Heins

Rose Ausländer (1901-1988)

Bei genauer Betrachtung der visuellen Aufteilung der Strophen ist deutlich zu erkennen, dass die beiden ersten Strophen aus jeweils vier Zeilen, den Quartetten bestehen. Die beiden nun folgenden zwei Strophen haben nur drei Zeilen und sind somit die Terzette.

Quartett

Du legst dein Licht in allen *Farben*
um meine weiße Einsam**keit**.
Ich fühle sie an meinen *Narben*
wie Balsam einer leichten **Zeit**.

Terzett

Du krönst mein Leid mit Sterndemanten,
und Sonnen deiner jungen **Glut**
entzünden wieder rot mein **Blut**.

Die Frage der Quartett- und der Terzettbildung und ihre Strophenstruktur haben wir nun geklärt. Den nächsten Schritt, der etwas schwieriger ist, betrachten wir dann in der Februar-Ausgabe der eXperimenta.



Foto: Rüdiger Heins, Vorwärts

Daniela Steffens-Vidkjaer

Sonett zum Thema Vater

Original Red Wings

Denk ich an dich, denk ich ein Bild von dir, denk
an dich, in diesen ledernen original
Stiefeln, echt wie du, bis weit über dein Gelenk,
wie du an Ufer, Boot, Reiher am Kanal.

Schlüpfst du hinein, gehst du frei, von
allem Zerren und Erfüllen.

Ans Ufer halts dein Pfeifen schon,
von oben blickt herab ein Füllen.



Wind, Wellen und du darin, bis
sie, sagst du, dich tragen in die Kist.
Sag's nicht! Dem Lied will ewig lauschen.

Die Freiheit hat nur jenen Riss:
als Vater du gebunden bist.

Mit Leere wolltst du doch nicht tauschen.

Daniela Steffens-Vidkjaer, geboren am 5.9.1972, Spross einer dank der Friedensbewegung international gut durchgemischten Familie, selbstdreifache Mutter, aufgewachsen bei Mainz, dort und in Antwerpen, Belgien, Jura studiert, Referendariat in Frankfurt und Kopenhagen, Anwaltstätigkeit in Hannover und heute als Juristin beratend und übersetzend tätig in Bad Kreuznach. Seit Oktober 2012 Stipendiatin am INKAS-Institut.



Erfahrungsbericht Himmerod

Im Februar 2011 ging eine Atombombe in meinem Leben hoch und nichts war wie vorher.

So langsam bin ich wieder einigermaßen in Form, merke aber, dass das ‚Damals‘ immer noch im ‚Hier und Jetzt‘ ist und der Schmerz immer noch in mir wütet. Und bevor mein Körper diesen Schmerz loswerden will und sich in meiner Brust oder meinem Schoß als etwas zusammenzieht, was zu einem blöden Gespräch mit einem Arzt meines Vertrauens führt, wurde mir klar, das ‚es‘ – (bitte willkürlich ersetzen mit ‚er‘, ‚die Geschichte‘ ‚das Desaster von biblischen Ausmaßen‘ etc.) aus meinem System muss, damit mein Weiterleben gewährleistet ist.

So war auch klar, dass es ‚was Kreatives‘ sein muss. Haben nicht alle großen Künstler ihren Schmerz als Quelle der Inspiration genommen und sind ihn so losgeworden? Oder sie haben den Verstand verloren, aber das war ein Zustand der mir verlockender vorkam, als so weiterzumachen.

Jetzt ist es als Schwäbin mit einer Midlife-Crisis und Sinnsuche zwischen Popkultur und online shopping nicht ganz so einfach, was zu finden. Vor allem, wenn man aus einer Familie kommt, wo bonding time bei den Wimbledon Finals von Herrn Becker passiert ist und künstlerische Ambitionen neben Fußball- bzw. Turntraining einfach nicht gefragt waren.

Und mit den schönen Künsten ist es ja auch so eine Sache.

Für Theater viel zu schüchtern, so dass das gar kein Thema war. Bei der bildenden Kunst bin ich im Grundkurs kläglich gescheitert und meine einzige herausragende Erinnerung ist der Moment, als mein Kunstlehrer mich nach dem Abi gegen die Regale des Kunstvorbereitungsraums gedrückt hat und abgeknutscht hat. Das Bild, das er mir danach als Entschuldigung geschenkt hat, hängt heute noch in meinem Wohnzimmer.

Und bei der Musik ging es nach Flötenunterricht mit der Nachbarstochter und ein paar Jahren Klavierunterricht bei Frau Weisele einfach nicht weiter und beim Singen hat meine erste große Liebe, Tim, Leadgitarrist einer Band auf dem Weg zum Bravo-Cover mir eines morgens liebevoll den Mund zugehalten, als ich singend in der Küche stand. „Schatz, shhh...“ und legte den Finger in der berühmten Geste auf seinen Mund. Dass er Monate später mit seiner Sängerin was anfang, hat mir dann vollends den Rest gegeben.

Jämmerlich.

Daher als letzte Lösung das Schreiben. Jeder, so dachte ich mir, kann einen Satz zusammenbasteln.

So bin ich dann in verschiedenen Schreibkursen gelandet, die zwar wunderbar an sich waren – in Gemeinschaft zu schreiben hat was richtig Gutes – aber vielleicht war bei meinen Mitschreibern die Notwendigkeit und Dringlichkeit nicht so hoch, aber wenn man eine gezündete Rakete unter seinem Arsch fühlt, will man sich bewegen.

Ich musste ‚es‘ mir von der Seele und aus meinem System schreiben und brauchte Hilfe.

So bin ich quasi auf allen Vieren beim Schreibseminar „Meditation & Schreiben“ bei Rüdiger Heins im Kloster Himmerod angekommen.

Im Kloster hatten sie mich nicht auf der Anmeldeliste und ich dachte mir so: „Das ist ein Wink des Schicksals, direkt wieder nach Hause – das ist ein Zeichen.“ Aber just in dem Moment läuft der Chef selbst in das Büro von Bruder Manfred und drückt mir direkt seinen Zimmerschlüssel in die

Hand. „Nimm meins. Ich klär das“ und nimmt mich an die metaphorische Hand, die er die ganzen Tage nicht einmal losgelassen hat und liefert mich in meinem Zimmer ab, holt seinen Koffer raus und sagt beim Rauslaufen „Ich hol Dich in 10 Minuten ab und bring Dich zum Schreibraum.“

Und dann saß ich ein wenig eingeschüchtert mit 3 anderen Frauen und 2 Männern im historischen Zimmer 7 des Klosters. Anscheinend hat das Zimmer irgendwas mit der Gründung der Bundeswehr zu tun.

Jetzt ist es so, dass es mir schwerfällt zu beschreiben, was dann passiert ist. Weil ich jetzt – am Dienstag nach dem Kurs – mich als gehäutet empfinde und da ist alles ein wenig neu und ungeordnet. Aber ich will es versuchen.



Foto: Rüdiger Heins, Raum?

Rüdiger Heins hat es fertiggebracht, uns als Zeremonienmeister durch 2 ½ Tage zu führen. Mit sicherer Hand und einer Vision, was er mit uns erarbeiten will, was er uns beibringen will und trotzdem mit Raum, dass alles passieren kann. Er war interessiert und neugierig auf uns und ich kann ja jetzt nur von mir ausgehen, aber ich habe das Gefühl, dass er jeden genau da abgeholt hat, wo wir waren. Anfänger, schon publizierte Autoren, jemand, der sich zum Cover für sein Buch Feedback holt und jeder hat Zeit, Aufmerksamkeit, Rückmeldung und Ermunterung bekommen.

Das Tempo, das er vorgelegt hat, hat mich atemlos gemacht und ich konnte nur in den Fluss reinspringen und hoffen, dass ich nicht ertrinke.

Aber ich lebe noch, besser als vorher, mit Werkzeugen in der Hand, die es mir erlauben, weiter-zuschreiben, mir mein Leben schreibend zu retten sozusagen. Das ist zumindest die Hoffnung gerade.

Fremde haben sich geöffnet und verletzlich gemacht und sind so zusammengerückt und alle waren wir stolz auf die Zeilen, die wir aufs Papier gebracht haben.

Sie fragen nach meinem Highlight der Tage? Die Gruppe sitzend in der Weidenkapelle und Rüdiger auf und abmarschierend, die Hände bewegend wie ein Dirigent, um uns zu Gruppen-Haikus zu animieren.

auf heilung gehofft

weidenkapelle

unerwartet gefunden

M. A. 2012, Alle Namen geändert außer Rüdiger Heins.

Worte aus der Stille 2013 –Kloster Himmerod

Schreiben und Meditieren 10. bis 12. Mai 2013

Den Seminarteilnehmern wird der sichere Umgang mit Sprache und Stil näher gebracht. Ein weiterer Bestandteil des Seminars sind Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess anregen sollen.

Die Kunst des Erzählens: Textwerkstatt für kreatives Schreiben 06. bis 08. September 2013

Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Textarbeit wird von Übungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern helfen.

„Wie schreibe ich (m)ein Buch?“ 13. bis 15. Dezember 2013

Auf Grundlage eigener Ideen werden Textkulissen für ein geplantes Buchprojekt entwickelt. Mit unterschiedlichen Bausteinen des „literarischen Schreibens“ und den Methoden des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Vorbereitungen eines geplanten Buchprojektes eingeführt.

Weitere Informationen zu den Seminaren: www.inkas-institut.de

Bitte bei der Anmeldung bitte den Titel und den Zeitpunkt des Seminars angeben.

INKAS INstitut für KreAtives Schreiben

Dr. Sieglitz Str. 49 55411 Bingen

Email: info@inkas-id.de

Telefon: 06721 921060

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Schriftsteller, www.ruedigerheins.de

Literaturhinweis:

Handbuch des Kreativen Schreibens von Rüdiger Heins







eXperimenta Vorschau für 2013

Offene Redaktionssitzung der eXperimenta

am 25. Januar 2013 um 19 Uhr im
Bildungszentrum St. Hildegard
Bahnstraße 26 in Bad Kreuznach.

Alle Interessierten sind herzlich eingeladen!
Bei Teilnahme bitten wir um kurze
Rückmeldung per Email an
redaktion@experimenta.de

Am 1. Februar erscheinen wir
unter Anderem mit

- einer Kurzgeschichte
von Dominik Heintzen
- Traumsequenzen
- und verfolgen das Thema Sonett weiter

Ausblick auf unsere weiteren Themen 2013:

Februar	TraumZeit
März	UmKehr
April	AufBruch
Mai	Sport /BeWEGung
Juni	FaceBook
Juli/August	Reisen
September	Musik

Wie immer bieten wir Ihnen die Möglichkeit
der Veröffentlichung passender Illustrationen
und Textbeiträge – haben Sie Etwas?

Dann freuen wir uns auf Ihre
Kontaktaufnahme und Einsendungen
per Email an
redaktion@experimenta.de

Wettbewerbe – Stipendium

Für alle Autorinnen und Autoren zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen wünschen wir Ihnen viel Erfolg !

Für die Redaktion der eXperimenta

Sabine Reitze

Literaturpreis der Nürnberger Kulturläden

Schreibwettbewerb für junge Autorinnen und Autoren um den 25. Literaturpreis der Nürnberger Kulturläden.

Zielsetzung:

Der „Literaturpreis der Nürnberger Kulturläden“ will den literarischen Nachwuchs Mittelfrankens fördern und die erfolgreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu weiterem literarischem und künstlerischem Schaffen ermuntern. Zugleich soll ein Bild der Ausdrucksfähigkeit sowie der aktuellen Interessenfelder der schreibenden jungen Generation gewonnen werden. Der Schreibwettbewerb ist eine gemeinsame Initiative des Literaturzentrums Nord, KUNO e.V. und der Kulturläden der Stadt Nürnberg.

Thema und literarische Form:

Für den laufenden Wettbewerb wird kein bestimmtes Thema vorgegeben. Zugelassen zum Wettbewerb sind Lyrik- und Prosatexte in deutscher Sprache. Die Texte dürfen noch nicht veröffentlicht oder bei einem anderen Wettbewerb prämiert worden sein. Mundarttexte können nicht bewertet werden.

Teilnahmeberechtigt sind Autorinnen und Autoren von 16 bis 30 Jahren. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer müssen zur Zeit des Wettbewerbs mit erstem Wohnsitz im Regierungsbezirk Mittelfranken gemeldet sein. Die Nationalität ist unerheblich.

Äußere Form:

Die eingereichten Arbeiten dürfen einen Umfang von acht Seiten nicht überschreiten. Jeder kann nur einmal am laufenden Wettbewerb teilnehmen. Wird Lyrik zum Wettbewerb eingereicht, soll die Einsendung aus mindestens drei Gedichten bestehen (Ausnahme: längere Prosagedichte). Die Arbeiten müssen in einer gut leserlichen Schriftart (z.B. Arial oder Times New Roman, keine Schmuckfonts) mit mindestens 1,5-fachem Zeilenabstand und einer Schriftgröße von mindestens 11 Punkt erstellt werden. Bitte ausreichend (mindestens 2 cm) Korrekturrand freilassen.

Einsendebedingungen und Adresse:

Der Teilnahme am Wettbewerb ist ausschließlich per E-Mail an die Adresse literaturpreis@kultur-nord.org möglich als formatiertes „Word für Windows“-Dokument (.doc) im Dateianhang. Bitte in die Betreffzeile „25. Literaturpreis“ schreiben. In den Textdokumenten darf nirgends ein Hinweis auf Namen, Wohnort oder Geschlecht der Autorin oder des Autors erscheinen.

Besteht der Wettbewerbsbeitrag aus mehreren Texten, müssen diese vor der Einsendung bereits zu einem einzigen Word-Dokument zusammengefasst werden. Also z.B. bei Gedichten nicht

jedes Gedicht als eigenes Word-Dokument einreichen. Solche Einsendungen können leider nicht berücksichtigt werden.

In der E-Mail selbst müssen folgende Angaben enthalten sein: Name und Adresse, Geburtsdatum, Telefonnummer und E-Mail-Adresse. Der Erhalt der E-Mail wird durch uns bestätigt. Falls innerhalb von 14 Tagen keine Bestätigung eintrifft, bitte sicherheitshalber nachfragen, ob der Beitrag auch angekommen ist.

Auswahlverfahren:

Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten eine Eingangsbestätigung und nach Einsendeschluss eine Einladung zur öffentlichen Abschlussveranstaltung. Aus den eingesandten Arbeiten werden von einer Vorjury etwa sechs bis neun Arbeiten ausgewählt, die im Rahmen der Abschlussveranstaltung von ihren Autoren (auszugsweise) gelesen werden. Aus dem Kreis dieser Finalteilnehmer bestimmt eine Endjury die Preisträger. Es ist außerdem vorgesehen einen Publikumspreis zu vergeben.

Rechte:

Die Veranstalter des Literaturwettbewerbs haben das Recht, ausgewählte Beiträge aus dem Wettbewerb in der Literaturzeitschrift Wortlaut, auf ihren Internet-Seiten sowie in weiteren Publikationen im Zusammenhang mit dem Literaturpreis zu veröffentlichen. Alle weiteren Rechte zur Veröffentlichung und Vervielfältigung der eingesandten Arbeiten verbleiben bei den Autorinnen und Autoren.

Für alle weiteren Fragen und Informationen zum Schreibwettbewerb stehen die Veranstalter unter folgenden Adressen zur Verfügung:

Literaturzentrum Nord, KUNO e.V.
Herr Siegfried Straßner
Wurzelbauerstr. 29
90409 Nürnberg
Telefon 0911/553387 (Di-Do)
E-Mail: literaturpreis@kultur-nord.org

Kulturladen Röthenbach
Herr Hans-Jürgen Vogt
Röthenbacher Hauptstr. 74
90449 Nürnberg
Tel. 0911/645191
E-Mail: kulturladen-roethenbach@stadt.nuernberg.de



Foto: Rüdiger Heins, Aufmerksam

Dotierung:

Für die prämierten Arbeiten werden insgesamt 1500,- Euro an Preisgeldern vergeben. Welche Arbeit wie hoch dotiert wird, darüber entscheidet die Endjury. Außerdem werden die besten Wettbewerbsbeiträge im Sommer 2013 in der Literaturzeitschrift „Wortlaut“ veröffentlicht.

Einsendeschluss: 31. Januar 2013

Originaltext der Ausschreibung über folgende Seite: <http://www.kulturnord.org/litpreis.html>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_nuernberg.html

8. ALFA-Multi-Media-Wettbewerb

Thema: Zugvögel

Alle, die ihr Heimatland verlassen, sind Zugvögel; manche nur auf Durchreise, manche für eine Weile, andere für immer – auf der Suche nach einer zweiten, einer neuen Heimat. Ein Thema, das sich sowohl autobiografisch wie auch fiktiv bearbeiten lässt. Migration und Eingliederung, Veränderung, Anpassung, Identitätsfragen, Kulturschocks - alles ist dabei. Oder aber tatsächlich tierisch betrachtet, von Ornithologen oder vielleicht sogar von jüngeren mutigen Schreibern, sprich Kindern und Jugendlichen. ZUGVÖGEL – ein kultureller Brückenschlag für das, was ALFA über Jahre aufgebaut hat.

Teilnahmeberechtigt ist jede/r der/dem zu diesem Thema etwas Verbales oder Non-Verbales einfällt. Sei es als Kurzgeschichte, Gedicht, Foto, Gemälde, Skulptur, Video-clip, Song oder in anderer medialer Form. Pro genannter Kategorie darf ein BEITRAG pro Teilnehmer/in eingereicht werden.

1. Schriftliche Beiträge

unveröffentlicht, im word-Format, nicht mehr als 9000 Zeichen (inkl. Leerzeichen!), Schrift Arial 12, Zeilenabstand 1,5 ohne Silbentrennung, keine Formatierungen.

Sowohl per E-Mail als auch in FÜNF Exemplaren, anonym, ohne Anonymisierungskürzel, einseitig ausgedruckt auf gelochtem A4-Papier einreichen. Bitte vermerken Sie am Textende die Zahl der Anschläge.

Mit der Teilnahme drückt der Autor sein Einverständnis aus, den eingereichten Beitrag in der geplanten Anthologie und als e-book honorarfrei veröffentlicht zu sehen. Außerdem versichert der Autor, dass er die Urheberrechte für den eingereichten Beitrag inne hat und keine Rechte Dritter berührt werden. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Dem Beitrag ist eine Bearbeitungsgebühr (ein 5-Euroschein pro Beitrag!) beizufügen.

Der E-MAIL (!) und der Schneckenpost ist ein Anschreiben mit Name, Postanschrift und E-Mail Adresse der Verfasserin/des Verfassers, Geburtsdatum, eine Kurzbiographie (Umfang ca. 3 – 5 Zeilen) beizufügen, die wir im Fall der Veröffentlichung in der Anthologie abdrucken können, auch wenn Sie sich bereits an einem ALFA-Wettbewerb beteiligt haben.

E-Mail-Adresse unbedingt angeben. Alle Benachrichtigungen erfolgen per E-Mail.

Die Preisverleihung für die schriftlichen Beiträge findet im Rahmen von ALFA der fünften in Berlin am 21. Juli 2013 statt.

Einsendungen an:

ALFA

Apartado 376

8504-913 Portimão

Portugal

Tel. 0046 76 100 30 80

email: alfacult@gmail.com

Die Teilnehmer des Wettbewerbes ermächtigen den Veranstalter – ohne Verletzung von Urheber- und Persönlichkeitsrechten – zur honorarfreien Veröffentlichung der Arbeiten in einer Anthologie. Die veröffentlichten Autoren erhalten kein Belegexemplar, können die Anthologie jedoch rabattiert erwerben.

Das Copyright verbleibt bei den Autoren.

Die Einsender erhalten keine Eingangsbestätigung. Mit Einreichen des Werks erkennt der Urheber die hier genannten Bedingungen an.

Dotierung:

1. Preis: 100 Euro für den besten schriftlichen Beitrag
2. Preis: 50 Euro für den zweitbesten schriftlichen Beitrag

Die Entscheidung der Jury ist unanfechtbar. Die prämierten, sowie die originellsten Beiträge werden als Anthologie in der edition ALFA veröffentlicht.

Alle Beiträge müssen einen Titel tragen, der das Motto enthalten kann, aber auf keinen Fall nur „Zugvögel“ lauten darf (Unterscheidbarkeit der Beiträge), bisher

Einsendeschluss: 31. März 2013 (Datum des Poststempels).

2. Non-verbale Beiträge

sind im Original sowie als Foto (geringe Auflösung) zwecks ersten Eindrucks einzureichen.

Achtung: Wenn Ihr Beitrag an der interaktiven Multi-Media-Ausstellung im Sommer 2013 teilnehmen soll, muss er fix und fertig aufhängbar bzw. ausstellbar eingereicht werden!!! Die Beförderung des Beitrags erfolgt auf eigene Gefahr und Kosten des Künstlers / der Künstlerin.

Dem Beitrag ist ein Anschreiben mit diesen Informationen beizufügen:

Name und Anschrift der Künstlerin / des Künstlers, E-Mail-Adresse unbedingt angeben. Alle Benachrichtigungen erfolgen per E-Mail. Geburtsdatum, eine Kurzbiographie (Umfang ca. 3-5 Zeilen), Verkaufspreis des eingereichten Werkes. Bearbeitungsgebühr 5 Euro pro Beitrag.

Dotierung:

1. Preis: 100 Euro für den besten non-verbalen Beitrag
2. Preis: 50 Euro für den zweitbesten non-verbalen Beitrag

Die non-verbalen Beiträge werden in Lagoa, Portugal im Convento São José in einer interaktiven Ausstellung im Sommer 2013 gezeigt. Jeder Besucher gibt eine Stimme für sein Lieblingsexponat ab. Die Exponate mit den meisten Stimmen gewinnen.

Die Preisverleihung für die non-verbalen Beiträge findet im Rahmen des 8. ALFA-Geburstages im September 2013 in Lagoa statt.

Die Teilnehmer versichern, dass die eingesandten Werke keine Rechte Dritter verletzen.

Die Teilnehmer des Wettbewerbes ermächtigen den Veranstalter - ohne Verletzung von Urheber- und Persönlichkeitsrechten - zur honorarfreien Veröffentlichung der Arbeiten in einer Anthologie. Die veröffentlichten Autoren erhalten kein Belegexemplar, können die Anthologie jedoch rabattiert erwerben.

Das Copyright verbleibt bei den Autoren. Die Einsender erhalten keine Eingangsbestätigung. Mit Einreichen des Werks erkennt der Urheber die hier genannten Bedingungen an. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsende- bzw. Abgabeadresse für die non-verbalen Beiträge erfahren Sie via email:

alfacult@gmail.com

Einsendeschluss: 31. März 2013

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_alfa.html

Alpenkrimiwettbewerb des Alpenmagazins

Verbrechen vor dem Alpenglühn

ALPENMAGAZIN.org lanciert seinen zweiten Schreibwettbewerb. Diesmal sollen die menschlichen Abgründe im Zentrum stehen. Schreiben, filmen, vertonen oder fotografieren Sie Ihren Alpenkrimi.

Als 1922 Heinrich Haas und seine Frau Maria Magdalena den Winter auf dem bekannten Ostschweizer Berg Säntis verbringen, fährt noch keine Seilbahn hoch. Er weiß: Als Wetterwart wird er zusammen mit seiner Frau einen langen, harten und einsamen Winter verbringen. Und einen tödlichen. Der Doppelmord auf dem Säntis ist bis heute nicht restlos geklärt. Doch faszinierte er und der Umstand, dass der Mörder eine lebensgefährliche Winterbesteigung auf sich nehmen musste, Generationen und wurde inzwischen auch auf der Bühne als Theaterstück inszeniert.

Nicht erst seit 1922 ist bekannt: Auch in den Alpen gibt es Verbrechen. Und nicht immer sind die edlen Wilden – wie die Alpenbewohner von den ersten Touristen aus England gerne genannt wurden – edel. Manchmal aber wild.

Es ist dieser Gegensatz, die Schönheit und Klarheit der Natur einerseits, und die Schlechtigkeit der Menschen andererseits, welcher Krimiautoren und Filmemacher gleichermaßen anzieht.

Mord vor dem Alpenglühn ist ein prachtvolles Sujet. Nicht nur für die österreichische Tatort-Crew, auch für die Herausgeber vom ALPENMAGAZIN. Nach dem großen Erfolg des kleinen Literaturwettbewerbs Alpensagen lancieren wir nun den Alpenkrimi-Wettbewerb.

Eifersucht, Machtgelüste, Gier, Korruption, kriminelle Umweltzerstörung, religiöser und sonstiger Wahn – all diese menschlichen Abgründe sind auch im Alpenbogen von Slowenien bis Monaco nicht ganz unbekannt.

Scheuen Sie sich nicht, uns Ihren von Ihnen verfassten, vertonten, fotografierten oder gefilmten Alpenkrimi zu senden.

Er sollte nicht länger als 25.000 Zeichen im geschriebenen Fall oder nicht länger als 15 Minuten vertont oder verfilmt sein. Als Fotogeschichte liegt die Begrenzung bei 50 Bildern.

Dotierung:

Eine unabhängige Jury prämiert den besten Krimi mit 200 Euro. Der 2. Platz erhält 100, der 3. Platz 50 Euro. Alle Krimis werden auf dem ALPENMAGAZIN publiziert.

Ist die Qualität und Menge der eingesandten Beiträge hoch, werden wir sie vielleicht als Buch publizieren.

Falls Ihnen noch eine zündende Idee fehlt, versuchen Sie es mit unserem Aphorismusgenerator, dessen manchmal fast absurden Wortspiele durchaus beflügeln können. „Der Bergpoet erschlägt das Dasein“ ist da nur ein Anfang.

Wir freuen uns auf zahlreiche spannende Zusendungen, die uns – hoffentlich – schlaflose Nächte bereiten.

Zusendungen bitte an info@seegrund.ch

Einsendeschluss: 31. März 2013

Originalausschreibung: <http://www.alpenmagazin.org>

Quelle: http://www.uschtrin.de/pr_alpenmagazin.html

Stipendium

Elf Perlen – Internationaler Wettbewerb zu neuen Märchen junger deutschsprachiger Literatur

In Kooperation mit der Stiftung Brückner-Kühner schreibt der „Perlen“-Hotelverbund in der Grimm-Heimat Nordhessen zum ersten Mal einen Wettbewerb aus. Dieser Auftakt steht im Zusammenhang mit dem Jubiläum „200 Jahre Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ und dem Grimm-Jahr 2013.

Teilnehmen können in deutscher Sprache schreibende Autorinnen und Autoren bis zu einem Alter von einschließlich 35 Jahren (nicht älter als Jahrgang 1978). Wünschenswert, jedoch nicht vorausgesetzt, sind bereits vorliegende Veröffentlichungen als Buch oder in einschlägigen Medienformaten.

Ziel ist die Abfassung eines neuen Märchens im Rahmen des Stipendiums. Der Schreibprozess wird durch erfahrene Lektorinnen und Lektoren beraten, die zuvor die Auswahl der elf Autorinnen und Autoren getroffen haben. Die fertigen Märchen werden in einem Buch veröffentlicht.

Unter Märchen werden hier kurze Erzählungen verstanden, die ein Moment des selbstverständlich Wunderbaren bzw. einen Anteil an geglaubter Unglaubwürdigkeit enthalten. Märchen mischen sich mit verschiedensten kleineren Erzählformen wie Legenden, Sagen, Mythen, Schwänken oder Rätseln. Die Märchen „Vom Fischer und seiner Frau“ oder „Von dem Machandelbaum“ aus der Sammlung der Brüder Grimm können als Modell gelten. Vor diesem Hintergrund besteht Offenheit gegenüber allen möglichen Themen und Gestaltungsweisen von Populärformen bis zum Experiment. Die neuen Texte sollen als Einheit für sich stehen, können aber Teil eines größeren Projekts sein. Sie sind nicht länger als 16.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen).

Für den Wettbewerb werden ein Exposé von maximal einer Seite zu dem neu entstehenden Märchen sowie Proben bestehender und für den Zusammenhang geeigneter Texte zwischen 7 und 20 Seiten eingereicht (eine Seite à 2250 Zeichen inklusive Leerzeichen). Exposé und Textproben werden digital per E-Mail zugesandt (pdf-, doc- oder rtf-Format; A4, Schriftgröße 12p, Zeilenabstand 1,5). Eine kurze Biographie mit Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse ist beizufügen.

Die Bewerbungsunterlagen werden unter dem Betreff „Elf Perlen“ bitte an folgende E-Mail-Adresse gesandt: perlen@brueckner-kuehner.de

Ablauf: Aus den Bewerberinnen und Bewerbern wählen erfahrene Lektorinnen und Lektoren verschiedener Verlage elf Stipendiaten aus. Diese stellen sich in einer Auftaktveranstaltung am Dienstag, 11.06.13 in Bad Hersfeld vor und treten direkt danach bis zum 18.06.13 den Aufenthalt in den Hotels an. Bis zum 30.06.13 werden die fertigen Märchentexte zur Vorbereitung für den Druck abgegeben. Am Donnerstag, 26.9.13, werden die Texte von ihren Autoren im Rahmen einer Abschlussveranstaltung präsentiert.

Die Autorin bzw. der Autor stimmt mit der Einsendung der Bewerbung für den Fall der Auswahl Folgendem zu:

- der Teilnahme an der Auftakt- und Abschlussveranstaltung an den genannten Terminen mit jeweils einer Kurzlesung (Reisekosten und Unterbringung übernehmen die Veranstalter);
- dem Aufenthalt in einem der Hotels des Perlen-Verbunds zu der genannten Zeit;
- der Veröffentlichung seines Textes in der Märchen-Anthologie. Die Rechte am Text verbleiben beim Autor. Das neu geschriebene Märchen ist exklusiv der Veröffentlichung in der Anthologie für sechs Monate nach Erscheinen vorbehalten;

- der möglichen Veröffentlichung des Textes durch die Stiftung Brückner-Kühner und seiner Partner in eigenen Publikationen; hier erfolgt jedoch jeweils eine einvernehmliche Absprache;
- dem Mitschnitt der öffentlichen Lesungen und der Verwendung des Mitschnitts durch die Stiftung Brückner-Kühner, ihre Kooperationspartner und die Medien.

Für Rückfragen:

Dr. Friedrich Block
Stiftung Brückner-Kühner
Hans-Böckler-Str. 5
34121 Kassel
Tel.: 0561-24304
E-Mail: perlen@brueckner-kuehner.de

Dotierung:

Nach Fertigstellung des Märchens erhält jede Autorin, jeder Autor ein Fördergeld in Höhe von 1000,- Euro. Zur Abfassung eines neuen, zeitgenössischen Märchens werden elf Stipendien im Gesamtwert von 11.000 Euro sowie jeweils ein einwöchiger Aufenthalt bei freier Kost (Halbpension) und Logis in einem der elf beteiligten Hotels vergeben.

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2013 (Eingangsdatum der E-Mail).

Originalausschreibung:

http://www.brueckner-kuehner.de/elf-perlen-wettbewerb/http://www.uschtrin.de/stip_elfperlen.html

Foto: Rüdiger Heins, Vorsorge



Ausschreibung

Buch-Projekt International

BertuganPress lädt alle Interessierte ein, eine Geschichte über das Zusammenleben der Ausländer und Deutschen zu schreiben. Es kann die Geschichte einer Liebe oder Freundschaft, einer Flucht oder der Migration sein. Die einzige Bedingung ist, dass es eine wahre Geschichte sein muss. Die Redaktion bittet deshalb um eine Kurzbiographie und ein Foto (sie werden nur intern verwendet).

Am Projekt können sich alle beteiligen, die der deutschen Sprache mächtig sind. Die Redaktion wird vom Verlag kostenlos übernommen.

Deutsche Mitbürger sind auch ganz herzlich eingeladen, über ihre ausländischen Freunde und Eheleute zu schreiben. Wenn das Buch fertig ist, entscheiden die Autoren selbst, ob sie ihren Namen oder einen Künstlernamen verwenden wollen.

Technische Bedingungen:

Der Umfang darf 10 DIN A4 Seiten nicht überschreiten. Die Manuskripte werden in Papier –UND Digitalform eingereicht. Das Projekt ist nicht-kommerziell, es wird kein Honorar gezahlt.

Die Kontaktdaten:

Dr. phil. Alia Taissina

BertuganPress

Auf der Trift 11

55413 Weiler

E-Mail: ataissina@hotmail.com und ataissina@list.ru

www.bertugan.de

BertuganPress existiert seit 2004 in Weiler bei Bingen. Der Verlag hat bisher fast 30 Bücher herausgebracht. Seit 2009 veröffentlicht er auch Bücher deutscher Autoren.

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.

Email: redaktion@experimenta.de

Herausgeber: Rüdiger Heins, Luise Hepp und Carolina Butto Zarzar

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Bastian Exner, Sabine Reitze

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:

eXperimenta, Dr. Sieglitz Str. 49, 55411 Bingen

Auflage: 15.857

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de.

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:

0131-eXperimenta-2013-012

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Hans-Jürgen Buch, Florian Czech, Rüdiger Heins, Gabi Kremeskötter

Titelbild: Rüdiger Heins

Die Druckausgabe kann für 12 € zzgl. Porto und Verpackung bestellt werden bei: print-listl@gmx.de

Bettina Radermacher

VG WORT Infos im Januar 2013

Internationaler Einfluss

Appell zur Stärkung der Urheberrechte

Jährliche Meldefrist bis Ende Januar 2013 !

Internationaler Einfluss der VG WORT

Die VG WORT weitet ihre Position in der IFFRO aus und vertritt verstärkt die Urheberrechte von Autoren und Verlagen! Sie gewinnt mit Rainer Just und Dr. Robert Staats, den beiden geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern der Verwertungsgesellschaft WORT, enorm an internationalem Einfluss. Rainer Just wurde zum neuen Präsidenten der IFRRO, der International Federation of Reproduction Rights Organisations, gewählt und übernimmt damit im Rahmen der derzeit weltweit stattfindenden Diskussion zum Urheberrecht eine sehr wichtige Funktion. Dr. Robert Staats wurde ins Exekutiv-Komitee für Europa berufen, das sich vor allem mit den europäischen Entwicklungen im Bereich des Urheberrechts befasst.

Die VG WORT verwaltet treuhänderisch die Urheberrechte für mehr als 400.000 Autoren und 10.000 Verlage in Deutschland. www.vgwort.de

Die IFRRO ist die internationale Vereinigung von Verwertungsgesellschaften im Text und Bildbereich. 138 Verwertungsgesellschaften weltweit zählen zu ihren Mitgliedern. www.iffro.org

Appell um Stärkung der Urheberrechte in Europa

Die VG WORT unterstützt die Online-Unterschriftenkampagne der SAA, Europäische Dachorganisation der VG WORT im audiovisuellen Bereich. Den Appell richtete die SAA an die EU-Kommission am 05. Dezember zur Zukunft des europäischen Urheberrechts. Jeder kann sich diesem Aufruf anschließen. Die VG WORT-Homepage-Startseite verlinkt direkt auf die SAA-Online-Petition:

<http://www.ipetitions.com/petition/support-authors/>

Eine zusammenfassende Übersetzung des Aufrufs steht bei: Internationale Aktivitäten der VGWORT: www.vgwort.de

Meldeschluss:

Für die Jahreshauptausschüttung 2013 der VG WORT und für die alle drei Jahre stattfindende Sonderverteilung Bibliothekstantieme (SV-BO) ist am **31. Januar 2013** (Posteingang) Meldeschluss.

SV-BO-Meldeformulare können Sie bei mir per E-Mail anfordern:

bettina.radermacher@vgwort.de

Tel.: 089-51412-27 (Di.-Fr.-Vorm.)

www.vgwort.de/auszahlungen/belletristik-und-kinderbuecher.html

Hörspieltipps

Oops, wrong planet!

Hörspiel des Monats von Gesine Schmidt

dradio.de, 05.01.2013, 20:05 Uhr

<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/hoerspiel/1913774/>

Wie Nachrichten von einem anderen Planeten.

Regie: Walter Adler

Komposition: Pierre Oser

Redaktion: Elisabeth Panknin

Produktion: DLF/WDR 2012

Erstsendung: 13.10.2012, DLF

Länge: 67'20"

anschl. WH Interview mit Walter Adler und Gesine Schmidt

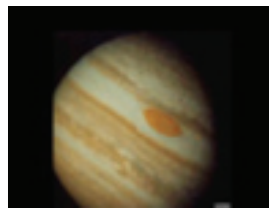


Foto: NASA

„reden ist unfertig und unexakt. wer laut spricht, der zerstört seine welt“, schreiben die autistischen Zwillinge Konstantin und Kornelius, die im realen Leben gerade ihr Studium an der Universität Potsdam abschließen. Im Hörspiel „Oops, wrong planet!“ von Gesine Schmidt werden sie mit ihren Texten vorgestellt.

Obwohl sie nicht sprechen, betrachten sie die Sprache als „Sinn ihres Seins“. Es ist nicht nur die abstrakte Schönheit der Texte von Konstantin und Kornelius, die im Hörspiel den Kosmos abweichender Weltwahrnehmung beschreiben. Einer vom Asperger-Syndrom betroffenen Ärztin (Lena Stolze) ist der Umgang mit Sprachmetaphern unmöglich und so nimmt sie das ironische Bild von den Bürgersteigen, die abends hochgeklappt werden, ganz wörtlich.

Ein ebenso wissbegieriger wie lebenshungriger Teenager (Tom Schilling) – ebenfalls mit Asperger – verdoppelt in seinem überhasteten Mitteilungsdrang immer wieder einzelne Worte. Susanne Lothar hört man in einer beeindruckenden (Doppel-)Rolle – ihrer letzten: als Mutter und als ihre mit frühkindlichem Autismus geborene Tochter.

Walter Adler hat die hoch verdichteten Texte der Zwillinge von Matthias Koeberlin und Florian Lukas Wort für Wort sprechen lassen: das letzte zuerst und das erste zuletzt. Im Schnitt wieder in die richtige Reihenfolge gebracht, bekommen die Wörter etwas Künstliches, die Stimmen etwas Synthetisches und die Texte eine eigene Schwerkraft. Nachrichten wie von einem anderen Planeten, der doch derselbe ist, den die neurologisch abweichenden Autisten mit dem neurotypischen Rest der Bevölkerung bewohnen.

Mal laufen beide Stimmen beinahe synchron, öfter jedoch wechseln sie von Wort zu Wort, und manchmal werden die Texte auf einer dritten Ebene von dem Bariton Christof Hartkopf in einer Komposition von Pierre Oser gesungen. Das leitende Prinzip der Inszenierung ist die Verdoppelung: von Stimmen, Wörtern, Figuren und den Welten, in denen sie leben. „Oops, wrong planet!“ nutzt ein weites Spektrum der Mittel und Möglichkeiten des akustischen Mediums und ist Radiokunst auf hohem Niveau.

Rolf Hochhuths „Der Stellvertreter“

dradio.de, 20.01.2013, 18:30 Uhr

<http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/hoerspiel/1947086/>

Regie: Marianne Wendt

Ton: Andreas Narr

DKultur 2013/ca. 74' (Ursendung)



Rolf Hochhuth in der Akademie der Künste in Berlin, Bild: AP

Hörcollage von Marianne Wendt und Christian Schiller

Vor 50 Jahren stellte Rolf Hochhuth in seinem Stück „Der Stellvertreter“ eine Frage, die das Nachkriegsdeutschland der 60er-Jahre erschütterte: Warum schwieg Papst Pius XII. zu den Judendeportationen? Darf der Stellvertreter Gottes nur seinem politischen Kalkül folgen?

Die Theateruraufführung am 20. Februar 1963 führte zum größten Theaterskandal der BRD, und die bloße Ankündigung der Radiofassung provozierte eine Bombendrohung im Rundfunksender.

Der Skandal reicht bis in die Gegenwart: Ein ehemaliger Securitate-General gibt 2007 an, der KGB hätte den Autor Hochhuth instrumentalisiert, um den Ruf Pius XII. zu schädigen. Der Vatikan ist gleichzeitig um die Seligsprechung eben dieses Papstes bemüht.

Die Hörcollage verwendet Auszüge aus der Hörspielinszenierung Erwin Piscators von 1963 und überschreibt diese mit ihrer eigenen Rezeptionsgeschichte.

Marianne Wendt und Christian Schiller leben als Radio-, Film- und Theaterautoren in Berlin.

Sehnsucht nach Bild

SWR2 Feature am Sonntag

Wie der Fotograf Hannes Wallrafen erblindete und Audiograf werden musste.

Von Rogeria Burgers



Hannes Wallrafen und Feature-Autorin Rogeria Burgers

Kunstaktion mit Telefon: Der blinde Künstler Hannes Wallrafen und Feature-Autorin Rogeria Burgers

Ein weißes Pferd springt durch ein Zimmer über einen gedeckten Tisch. Zwei Lachse schweben über einem gemischten Chor am Strand. Bildwelten zwischen Poesie und Fantastik schuf der Fotograf Hannes Wallrafen – bis er durch eine seltene Augenkrankheit binnen weniger Monate erblindete.

Wallrafen wurde in Mönchengladbach geboren, lebt seit 1972 in den Niederlanden und zählt dort zu den bekanntesten Fotokünstlern. Seine Arbeiten hängen in vielen Museen und Sammlungen. Die Erblindung nötigte ihn auch künstlerisch zu einem neuen Leben, das er sich mit Kraft und Nachdruck eroberte. Er tauschte die Welt der Bilder mit der Welt der Töne. Der Fotograf wurde Audiograf.

Anna Livia Plurabelle

SWR2 Hörspiel-Studio, Sendung am Donnerstag, 10.1.2013, 22.03 Uhr, SWR2

Mit: David Norris, Martin Engler, Maike Schmitz

Musik: Sam Bardfeld, Tim Khia, Napoleon Maddox

Hörspielbearbeitung und Regie: Grace Yoon

(Produktion: RBB/WDR 2012)

Hörspiel nach dem gleichnamigen Kapitel aus dem Roman „Finnegan's Wake“ von James Joyce Aus dem Englischen von Hans Wollschläger

Den SWR2 Schwerpunkt zu James Joyce beschließt ein Hörstück, das ein Kapitel aus „Finnegan's Wake“ zur Grundlage nimmt. 1939 erschienen, gibt es in Joyces letztem Werk keine kohärente Handlung, sondern eine Unzahl miteinander eng verwobener wie lose verknüpfter Einzel-Geschichten.

„Anna Livia Plurabelle“ ist das bekannteste Kapitel des Romans. Die Heldin ist seine berühmteste Figur und ihr Element ist das Wasser, das sich - wie die „Viel-Schöne“ im stetigen Wandel immer gleich bleibt. Grace Yoon nähert sich diesem Text auf eine musikalisch-assoziative Weise.

James Joyce, geboren am 2. Februar 1882 in Dublin, gestorben am 13. Januar 1941 in Zürich. Nach seiner Schulzeit an den jesuitischen Colleges Congowes Wood und Belvedere Studium der modernen Sprachen, danach erster Parisaufenthalt und Rückkehr nach Dublin 1903; Tod der Mutter. Am 16. Juni 1904 führt Joyce seine spätere Lebensgefährtin Nora Barnacle zum ersten Mal aus (dieses Datum wird als „Bloomsday“ im „Ulysses“ verewigt); das Paar verlässt Irland und versucht in Zürich, dann in Pula Fuß zu fassen. Andauernd in Geldnot, arbeitet Joyce als Englischlehrer in Triest und beendet 1906 seinen Erzählband „Dubliners“, der erst 1914 veröffentlicht wird. Beginn seiner Arbeit am „Ulysses“. 1916 erscheint „A Portrait of the Artist as a Young Man“. Während des Ersten Weltkriegs droht Joyce als britischem Staatsbürger in Österreich-Ungarn die Verhaftung; er geht nach Zürich, wo er über Vermittlung von Ezra Pound die englische Feministin und Verlegerin Harriet Shaw Weaver kennenlernt, die ihn zeitlebens finanziell unterstützt. 1922 beendet Joyce an seinem 40. Geburtstag die Arbeit an „Ulysses“, den im gleichen Jahr Shakespeare & Company veröffentlicht. 1939 erscheint „Finnegans Wake“ in London. 1940 muss Joyce aus Paris vor der anrückenden Deutschen Wehrmacht fliehen und kehrt nach Zürich zurück.

Foto: Rüdiger Heins, Weihnacht

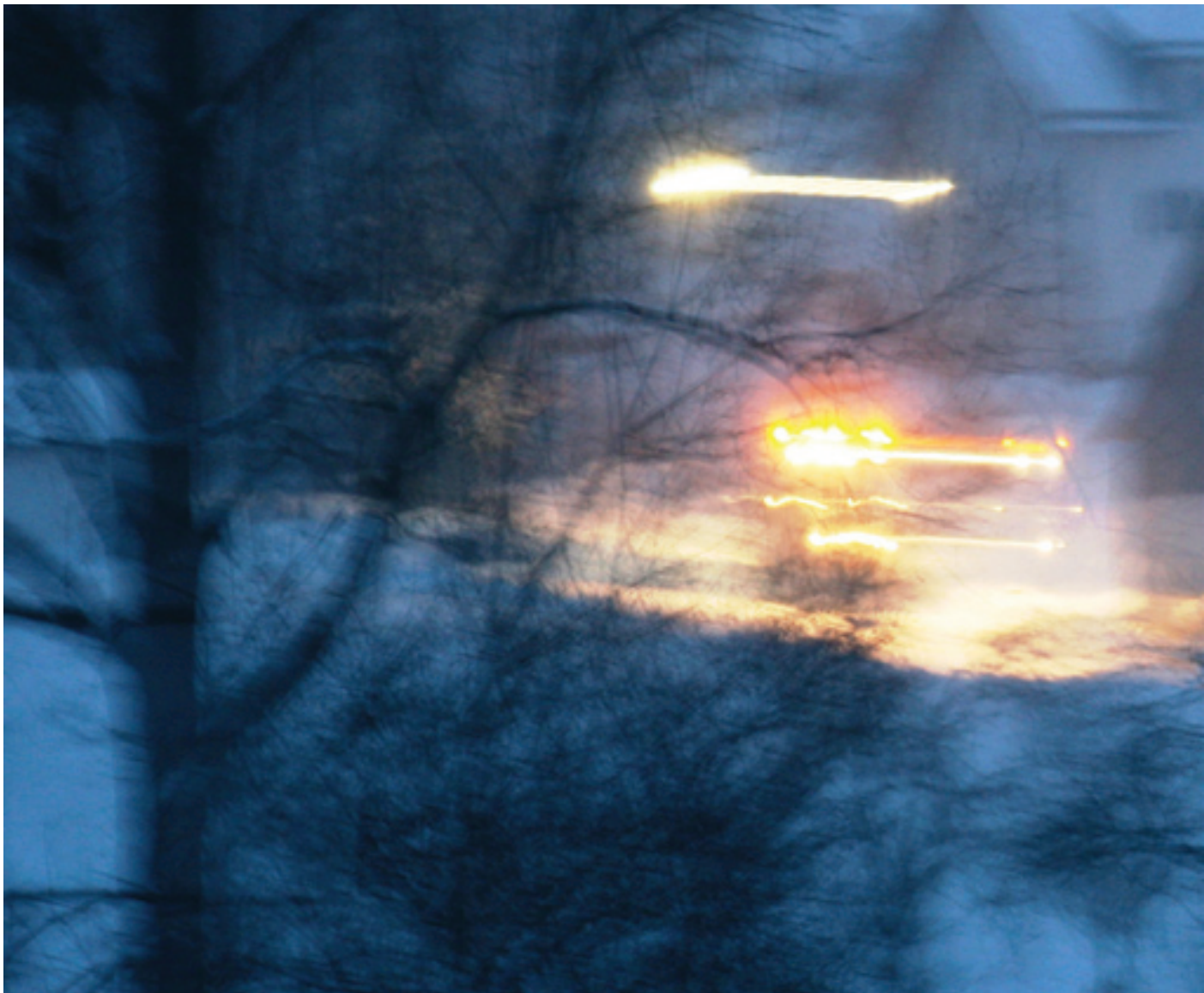


Alexander Kluge: Chronik der Gefühle

BR 2 - Dienstag, 1. Jan 2013 21:00 Teil 8/14
BR 2 - Mittwoch, 2. Jan 2013 21:00 Teil 9/14
BR 2 - Donnerstag, 3. Jan 2013 21:00 Teil 10/14
BR 2 - Freitag, 4. Jan 2013 21:00 Teil 11/14
BR 2 - Samstag, 5. Jan 2013 21:00 Teil 12/14
BR 2 - Sonntag, 6. Jan 2013 21:00 Teil 13/14
BR 2 - Montag, 7. Jan 2013 21:00 Teil 14/1

BR 2009, 756 Minuten
Regie: Karl Bruckmaier
Bearbeitung: Karl Bruckmaier

„Menschen haben zweierlei Eigentum: ihre Lebenszeit, ihren Eigensinn. Davon handeln die folgenden Geschichten.“ Wie lassen sich 0,0001% der Lebenszeit darstellen, oder 500.000 DM Investition auf 1 g Körpergewicht? Kann man ohne Hoffnung irgend etwas finden? Es geht um Lebensgrundsätze am Schwarzen Freitag, Heiner Müller und die ‚Gestalt des Arbeiters‘ und Götterdämmerung in Wien: Alexander Kluge lässt Wiens Gauleiter Baldur von Schirach im März 1945 – in aussichtsloser Lage



und nachdem die Oper abgebrannt ist - das Orchester in verschiedenen Luftschutzkellern der Stadt Wagners Götterdämmerung weiterproben. Der Rundfunk Salzburg weigert sich, die aus ungleichen Fragmenten

zusammengebaute Aufnahme zu übertragen und spielt bis zur Übergabe der Stadt nur noch Märsche. Vergessene Filmaufzeichnungen der Orchestergruppen tauchen Jahrzehnte später wieder auf und begeistern Mitarbeiter der Cahiers du Cinema. Kunst ist für Alexander Kluge das Finden eines Schatzes von solcher Ausdruckskraft, auch wenn er erfunden ist. Das Kapitel Götterdämmerung in Wien ist dem Dramatiker Heiner Müller gewidmet und wird mit einem Zitat Müllers zur „grausamen Schönheit einer Opernaufzeichnung“ eingeleitet: „Was nicht gebrochen wird, kann nicht gerettet werden.“ Im Jahr 2000 erschien bei Suhrkamp Kluges Chronik der Gefühle, zwei Bände - Basisgeschichten und Lebensläufe: über 2000 Seiten, sämtliche veröffentlichte Erzählungen seit 1962.

„Die Gefühle sind die wahren Einwohner der menschlichen Lebensläufe“, heißt es im Vorwort: „Was haben wir von 1945 über die Spiegel-Krise 1962, den Aufbruch von 1968, den Herbst 1977, den Beinahe-Dritten-Weltkrieg von 1981 bis 1984, über Techno, die Wiedervereinigung nicht alles an Scheinveränderung und realen Metamorphosen erlebt (und das Gefühl, das länger empfindet, fügt Ereignisse von bis zu 6.000 Jahren hinzu)! Und zugleich verändert sich das menschliche Lebewesen so wenig. Die Bibliothek von Alexandria brennt für mich noch heute.“ In Kluges Erzählungen verweben sich Zeitgeschichte und die Erlebnisse Einzelner, Dokumentarisches und Fiktion gehen als Faction in eine neue Kategorie über - und alle Irrtümer und Tugenden der Menschheit erzählt die Oper.

Foto: Rüdiger Heins, Lichtprojekt Seidenbach



eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp



Foto: Rüdiger Heins, Lichtprojekt Seidenbach (5)

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de